

1. Heft | 21. Januar 1915

WOLFGANG HEINE · DIE DEUTSCHE SOZIAL- DEMOKRATIE IN DER INTERNATIONALE

IE deutsche Sozialdemokratie, die am 4. August und am 2. Dezember durch die Abstimmung der Reichstagsfraktion und in dem größten Teil ihrer Presse seit dem Ausbruch des Krieges ihre Stellung zu diesem Weltereignis kundgegeben hat, sieht sich den Arbeiterparteien der anderen, auch der neutralen Länder gegenüber in einer besondern Lage. Der kleine, aber rührige Kreis von Parteigenossen, die abweichender Meinung sind, sucht die Bruderparteien in der Internationale gegen uns mobil zu machen. Ein ungenannter angeblicher Reichstagsabgeordneter verbreitet in der Berner Tagwacht die Behauptung, die Reichstagsfraktion hätte die Verantwortung für den Krieg übernommen, der ein kapitalistischer Expansions- und Eroberungskrieg Deutschlands sei, und vertritt die absurde Auffassung, durch die Abstimmung der Sozialdemokratie wären die Feinde Deutschlands gestärkt worden.¹⁾ Wer mag es sein, der mit solchen Unwahrheiten und Haarspaltereien seine Fraktion zu verächtigen sucht? In der selben Nummer der Tagwacht veröffentlichten Karl Liebknecht und drei andere Zionswächter ein Manifest, um die Versuche Südekums und Richard Fischers zur Aufklärung der ausländischen Genossen über die Motive der deutschen Reichstagsfraktion zu hintertreiben. Es werden fortgesetzt Schmähungen gegen die deutsche Sozialdemokratie im Ausland verbreitet²⁾, und der Glaube wird genährt, als ob die deutschen Arbeiter eine andere Haltung der Sozialdemokratie gewünscht hätten und nur von ihren Führern verraten worden wären. Nach einer Mitteilung des norwegischen Parteigenossen Egede Nissen hat Dr. Karl Liebknecht im November gesagt, die deutsche Sozialdemokratie müsse sich wegen ihrer Abstimmung für die Kriegskredite »rehabilitieren, sie könne der Internationale nicht unter die Augen treten, bevor sie wieder gut gemacht, was sie gesündigt habe; deshalb müsse sie auch gegen die neuen Forderungen stimmen.«³⁾ Ein Russe, Leo N. Trotzki, versendet von Zürich aus eine 60 Seiten lange Broschüre, die von Anfang bis zu Ende eine in größtem Ausdrücken gehaltene Schmähschrift gegen die deutsche Sozialdemokratie ist. Gegen diese Treibereien von deutscher Seite so gut wie nichts. Der Berliner Vorwärts, der naturgemäß das deutsche Parteiblatt ist, das im Ausland am meisten gelesen wird, unterdrückt die Äußerungen von Parteigenossen, die für die Haltung der Fraktion eintreten; damit glaubt er der Einigkeit der

¹⁾ Siehe den Artikel Die deutsche Partei und der Krieg in der Berner Tagwacht vom 30. Oktober 1914.

²⁾ Siehe zum Beispiel die Neujahrsnummer des Labour Leader.

³⁾ Siehe die Göttinger Ny Tid vom 7. Dezember 1914.

Partei zu dienen. Die ausländischen Parteigenossen werden deshalb höchst einseitig über unsere Stellungnahme unterrichtet und geben sich, wie die Verherrlichungsartikel für Liebknecht zeigen, ganz irrigen Auffassungen über die Bedeutung der immer von dem selben Personenkreis veranstalteten Kundgebungen hin. Es ist deshalb kein Wunder, daß in der Internationale fast nur Stimmen der Verurteilung der deutschen Partei laut werden; ja ein wahrer Haß gegen die deutsche Sozialdemokratie, die Absicht der militärischen Niederwerfung und wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands einschließlich seiner Arbeiterschaft und die Siegeshoffnungen, die man an innere Zerwürfnisse der deutschen Partei knüpft, steigern sich dadurch immer mehr, wovon man sich aus der Humanité und anderen Blättern leicht überzeugen kann. Um so nötiger ist es sich einmal vor der Internationale und für sie recht offen auszusprechen.

Die deutsche Sozialdemokratie bedauert, daß sie bei so vielen alten Freunden kein Verständnis findet, aber sie kann sich dadurch nicht irremachen lassen. Sie muß den Weg gehen, den die Tatsachen ihr vorschreiben, so gut wie die Bruderparteien der anderen kriegführenden Länder den ihren gegangen sind. Sie weiß, daß sie dabei ihre Pflichten gegen die Grundsätze des Sozialismus und gegen die internationale Arbeiterbewegung so wenig verletzt wie die Parteigenossen der feindlichen Staaten es getan haben, über die Genosse Karl Liebknecht sich bei seinem Besuch in Belgien mit so bemerkenswerter Toleranz ausgesprochen haben soll.⁴⁾ Den Engländern und Franzosen hätte ihre Lage sogar eine andere Haltung wesentlich erleichtert. England war, wenn es neutral blieb, nicht im geringsten bedroht. Auch nicht im Fall eines deutschen Sieges, und auch nicht einmal indirekt, weil ja Deutschland die Schonung der französischen Küste und Seemacht versprochen hatte und bereit war die belgische Neutralität zu achten, wenn Frankreich sie nicht verletzte und England neutral bliebe. Auch Frankreich wurde durch den Krieg zwischen Rußland und Österreich unmittelbar garnicht berührt. Auf die Frage Deutschlands, wie es sich in einem solchen Krieg zu verhalten gedenke, hat es aber geantwortet, es werde so handeln wie seine Interessen es erforderten, und — hat mobilisiert. Frankreich hat also seine Interessen mit den russischen identifiziert, das heißt mit der Vernichtung Österreichs und der Demütigung Deutschlands. Dies und die Revanche an Deutschland war der Sinn des frankorussischen Bündnisses, das die französischen Sozialisten stets bekämpft hatten. Es war also ein sehr weitgehender Schritt, wenn französische Genossen durch ihren Eintritt in das Ministerium die positive Verantwortung für diesen im russischen Interesse geführten Krieg übernahmen. Deutschland dagegen war bedroht; in der Person seines Bundesgenossen, auf dessen Vernichtung die russischen und serbischen Treibereien abzielten, und unmittelbar durch die russischen Rüstungen. Deutschland und Österreich stehen den russischen Ausdehnungsgelüsten nach Süden und Westen im Weg, während Deutschland nicht an Eroberungen auf Frankreichs Kosten denkt und zu diesem Zweck nie das Schwert gegen Frankreich ergriffen haben würde. Ich ziehe diesen Vergleich nicht, um anzuklagen. Ich weiß, daß den Engländern und Franzosen die Lage sich anders dargestellt haben mag; und was Belgien betrifft, so kann ich gerade von meinem Standpunkt aus es nur anerkennen, daß die dortigen

⁴⁾ Siehe die Auslassungen über belgische und deutsche Sozialisten im Labour Leader vom 5. November 1914.

Sozialisten sich auf die Seite ihres Vaterlands gestellt haben. Ich will aber die Unklarheit bloßstellen, die uns Deutschen den Schutz unseres Vaterlands verbieten will.

Auf dem internationalen Kongreß in Stuttgart hat Vandervelde als Berichterstatter des Ausschusses, der über die Frage des Militarismus beraten hatte, festgestellt, daß die Sozialdemokratie die vollste Berechtigung der nationalen Gliederung anerkenne, daß sie von nationaler Gesinnung besetzt sei, und daß die Anerkennung der Existenz der Nationen den internationalen Zusammenhang der Arbeiter nicht abzuschwächen brauche.³⁾ Dies war die Ansicht vor allem der deutschen Delegation, die bei den Kommissionsberatungen von Bebel und Vollmar vertreten wurde. Zwar ist sie in der Kompromißresolution nicht deutlich zum Ausdruck gelangt, aber der Kongreß hat auch gegen diese Erklärung des Berichterstatters keinen Widerspruch erhoben. Dies ist also die Meinung auch der Internationale. In der Tat, auch die Arbeiter, die Sozialdemokraten, sind Glieder ihrer Nationen. Das hat wohl noch kein Franzose oder Engländer bestritten; uns Deutschen aber wollen Schreibtischmenschen, die von jedem Wirklichkeitsinn verlassen sind, einreden, der Arbeiter habe die Nation zu *negieren*, für ihn dürfe nur die Internationale existieren, und für die deutsche Sozialdemokratie sei es gleichgültig, ob Deutschland oder Rußland siege. Die Nationen sind Realitäten, die für die Arbeiter vielleicht in noch höherem Grad Bedeutung haben als für die Besitzenden, denen es viel leichter wird außerhalb des Vaterlands eine neue Heimat zu finden.

Erstens kommt die *wirtschaftliche* Seite des nationalen Lebens in Betracht. Wer bisher nicht daran gedacht hatte, dem wird der Weltkrieg die Augen geöffnet haben. Der Arbeiter ist im höchsten Maß an dem wirtschaftlichen Wohlergehen seines Landes interessiert. Es ist für ihn nicht gleichgültig, ob die Industrie, von der er lebt, zerstört wird; ja so sicher die Gegensätzlichkeit des Klasseninteresses der Arbeiter und der Kapitalisten in anderer Richtung ist, es gibt eben auch Fälle, wo ihre Interessen übereinstimmen. Wenn die modernste Phrase dies als sozialistischen Imperialismus totzuschimpfen glaubt, so genügt die einfache Gegenfrage, was denn in der gegenwärtigen Gesellschaft aus der mehr als die Hälfte des Volkes umfassenden Industriebevölkerung werden sollte ohne Ausführindustrie, und ob ein sozialistisch produzierendes Deutschland keine ausländischen Rohstoffe verarbeiten und — bezahlen müßte. Alle wirtschaftlichen Organisationen, die sich die Arbeiterschaft aus eigener Kraft geschaffen hat, sind Teile des Wirtschaftslebens der Nation und wären gefährdet im Fall ihres Unterliegens.

Die Nation ist zweitens eine *Kultur* gemeinschaft. Schon die Sprache macht sie dazu, weil diese der Regulator des Denkens ist, auf dem alle Geisteskultur, ja der menschliche Geist selbst beruht. Dies gilt besonders für den Arbeiter, der gemeinhin nur seine Muttersprache beherrscht. Die Geisteskultur ist aber für den Arbeiter um so wichtiger, je fortgeschrittener und freiheitlicher er denkt. Der deutsche Proletarier besonders nimmt regsten Anteil an dem Schätzen deutschen Geisteslebens, ihr Erwerb ist ihm ein Teil seines

³⁾ Siehe das Protokoll des internationalen Sozialistenkongresses 1907 / Berlin 1907 . pag. 67.

Klassenkampfes⁶⁾; mitzukämpfen gegen die Unkultur auf diesem geistigen Schlachtfeld und den Geist der Nation immer neu schaffen zu dürfen ist sein Stolz. Und weil er dies tut, so steht er dem Vaterland, dem er dies Edelste und Höchste seines Daseins verdankt, nicht gleichgültig gegenüber, und auch nicht vom bloßen Interessenstandpunkt aus sondern mit warmem, starkem Gefühl: Er liebt es und braucht sich dessen wahrlich nicht zu schämen.

Er liebt es, obgleich man es ihm gewiß nicht leicht gemacht hat. Denn in ihrer dritten Eigenschaft als staatlische Gemeinschaft pflegen die Nationen weniger als nichts zu tun, um die sozialdemokratischen Arbeiter für sich zu gewinnen. Man denke an den gehässigen Gebrauch des Wortes national als angeblicher Gegensatz zu sozialdemokratisch, an die Verfolgungen und Ächtungen aller Art. Trotzdem hat der sozialdemokratische Arbeiter den Staat nötiger als der Bürger. Der Staat mag noch so verrottet sein, er bleibt der Anfang, aus dem heraus soziale Fortschritte entwickelt werden müssen. Jede sozialistische Gegenwartsarbeit ist gezwungen vom Staat auszugehen. Nur wer sich einbildet, die sozialistische Gesellschaft setze voraus, daß zunächst alle Staaten vernichtet und dann die sozialistischen Organisationen aus dem Nichts geschaffen würden, mag anderer Meinung sein. Mit ihm zu streiten wäre zwecklos, weil die Voraussetzung gemeinsamen Denkens fehlen würde; nur sei ihm gesagt, daß die deutsche Sozialdemokratie, so alt wie sie ist, sich niemals auf diesen Standpunkt gestellt sondern immer positive Gegenwartsreformen betrieben hat, die nur im gegebenen Staat trotz aller seiner Mängel denkbar sind. Wer den Staat einfach negiert, der negiert damit auch die deutsche Sozialdemokratie und tritt aus ihren Reihen. Das selbe täte natürlich erst recht, wer im Fall der Gefahr sich nicht an die Seite seines Volkes stellen wollte. Auf die Tatsache dieser Gefahr allein kommt es an, nicht auf die Stellung zu der Politik, aus der sie erwachsen ist. Deshalb will ich auch hier nicht untersuchen, wer die Schuld an diesem Krieg trägt. Ohnehin würden wir uns darüber mit den anderen Gliedern der Internationale jetzt noch kaum verständigen können. Ich sage vielmehr: Selbst wenn die deutsche Regierung alle Schuld trüge, wenn sie, wie unsere Feinde behaupten, den Krieg vom Zaun gebrochen hätte, um Europa zu unterjochen (was ich für eine ganz unsinnige Verdrehung halte), selbst dann könnten wir nicht anders handeln, als wir getan haben. Denn man muß sein Haus retten, sobald es brennt, wer es auch angezündet hat. Nur ein Buchstabentüftler kann auf den Gedanken kommen, man müßte in solchem Fall des Protestes wegen alles herunterbrennen lassen und selber mit untergehen.

So stand es für die deutsche Sozialdemokratie schon am 4. August und in noch höherm Grad am 2. Dezember. Wir hatten durch jahrelange Warnungen und positive Versöhnungsarbeit, England und Frankreich gegenüber alles uns Mögliche getan, um den Krieg zu verhindern. Wir hatten dabei schon recht gute Erfolge gehabt. Daß die deutsch-französischen Konferenzen zustande kamen, war Verdienst der Sozialdemokratie. Und daß in den breiten Volksmassen Deutschlands nicht die Spur einer Kriegsbegier

⁶⁾ Siehe darüber auch Schmidt Deutsche Kulturarbeit, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1176 ff.

oder Eroberungslust herrschte, war auch zum guten Teil ihr Werk. Nun aber war der Krieg ausgebrochen, allen unseren Bemühungen zum Trotz, und wir konnten ihn nicht mehr verhindern. Was hätten wir noch gegen ihn tun sollen? Versammlungsresolutionen? Sehr einfach, aber sehr wirkungslos. Straßendemonstrationen? Sie hätten nur Beachtung gefunden, wenn der Wille und die Macht zur Revolution dahinter gestanden hätten. Für revolutionäre Erhebungen aber, insbesondere den Streik der Stellungspflichtigen oder einen Generalstreik der Arbeiter, fehlte nicht nur jede Möglichkeit sondern vor allem in der Arbeiterklasse jede Lust. Die Franzosen haben wenige Wochen vor dem Krieg mit sehr viel großen Worten beschlossen sämtliche Glieder der Internationale auf den Generalstreik im Kriegsfall zu verpflichten, aber sie selber haben nicht daran gedacht so zu handeln; was ich nur zum Beweis dessen erwähne, wie anders sich die Dinge in der Praxis ausnehmen als im Pathos der Versammlungsreden. Auch in Deutschland hat die Gleichheit in einem am 6. August veröffentlichten, aber wohl schon eine Woche vorher geschriebenen Artikel Tiraden gemacht, die von der Voraussetzung ausgingen, daß unter den deutschen Arbeitern Neigung zum Kriegsstreik vorhanden wäre. Als das Blatt ausgegeben wurde, war sein Inhalt durch die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion und Presse und durch den Heldenmut, mit dem die sozialdemokratischen Arbeiter ins Feld zogen, deutlich widerlegt; das militärische Oberkommando hat die Sache ganz richtig eingeschätzt und guten Humor bewiesen, als es dies anfänglich beschlagnahmte Elaborat als völlig ungefährlich freigab. Hätte die deutsche Sozialdemokratie irgendwelche revolutionäre Gewaltmittel versucht, so wäre der Krieg auch nicht verhindert worden, denn die Alliierten wären nicht so höflich gewesen darauf Rücksicht zu nehmen. Wohl aber wäre der Krieg unter viel ungünstigeren Bedingungen für Deutschland geführt worden, eine Verzögerung des Aufmarsches hätte den Feind ins Land gerufen, und die ungeheure moralische Kraft, die in der Einmütigkeit der Nation liegt, wäre verloren gegangen.

Es ist merkwürdig, wie wenig die Möglichkeit einer feindlichen Invasion in Deutschland von der ausländischen sozialdemokratischen Presse und von den Quertreibern unter den deutschen Genossen gewürdigt wird. Liebknecht erwähnt in seiner nach dem 2. Dezember abgegebenen Erklärung, die er in der ausländischen Presse veröffentlicht hat⁷⁾, diesen Umstand nicht mit einem Wort. Dafür leugnet er, daß der Zweck der geforderten Geldmittel die Verteidigung des Vaterlands sei, und behauptet, der Krieg wäre zur Zertrümmerung der Arbeiterbewegung angezettelt worden. Eine völlig grundlose, den Tatsachen ins Gesicht schlagende Behauptung. Ich würde einem Deutschen, der so redet, überhaupt nicht zu antworten brauchen; nur weil solche Reden zur Irreführung der Internationale beitragen, und aus Achtung vor den ausländischen Bruderparteien muß hier noch einmal betont

⁷⁾ Siehe die Erklärung Dr. Liebknechts in der Berner Tagwacht vom 9. Dezember 1914. Auf den Inhalt dieser Erklärung, die Liebknecht zur Motivierung seiner Abstimmung vom 2. Dezember 1914 dem Reichstagspräsidenten übersandt hat, kommt es an, nicht auf den sehr belanglosen Disziplinbruch bei der Abstimmung selbst. Diesen muß man Liebknecht schon deshalb verzeihen, weil er von den Abgeordneten, die gleich ihm Gegner der Kreditbewilligung gewesen waren, allein gelassen worden ist, als er für sich und sie die Freiheit der Abstimmung gegen die Kredite forderte. Gerade von dieser Seite aus ist die Notwendigkeit des Fraktionszwangs für die Abstimmung vertreten worden, die jetzt von manchen Leuten als Verrat an der Sache des Sozialismus hingestellt wird. Also müssen offenbar diese Genossen die Abstimmung nicht für ein so großes Verbrechen gehalten haben. Ich persönlich bin gegen jeden Fraktionszwang in wichtigen, die Überzeugung berührenden Fragen.

werden, was ja kein Geheimnis ist: In Ostpreußen und im Oberelsaß stand der Feind längere Zeit tief im deutschen Gebiet, und er versucht noch immer dort neue Vorstöße. Die Russenherrschaft hat in dem schwach bevölkerten Ostpreußen schon furchtbare Spuren hinterlassen, weit über das Maß dessen hinaus, was der Krieg unausbleiblich mit sich bringt. Der größte Teil des österreichischen Galiziens ist noch von den Russen besetzt; sie stehen hier an der Pforte zu dem oberschlesischen Industriegebiet. In Polen hat Hindenburg die entscheidende Schlacht zur Abwehr der russischen Übermacht hart an der preußischen Grenze schlagen müssen. Die Russen hatten gedroht zu Weihnachten in Berlin zu sein; jedenfalls hätten sie Posen und Schlesien überflutet, wenn unsere Heere Unglück gehabt hätten. Und da sollte der deutsche Sozialdemokrat daneben stehen, als ob das für ihn ganz gleichgültig wäre, sollte womöglich durch Verweigerung der Kriegsmittel den Feinden die Wege ebnen? Wer das verlangt, hat keinen politischen Sinn, aber auch keine Ahnung von der Denkweise des Volkes. Das Volk hat sehr wohl verstanden, daß für Deutschland alles auf dem Spiel steht: wirtschaftliche Gesundheit, Geisteskultur und politische Unabhängigkeit. Sollte wirklich, wie Genosse Bernstein meint, jemand sagen können, es müsse »erst bewiesen werden«, daß es ein Kampf um Deutschlands Existenz sei^{*)}, so wird ihm das natürliche Gefühl antworten, daß das Deutschland, in dem wir leben müssen, auf dessen Wirtschaft die Existenzmöglichkeit unseres Volkes beruht und mit ihm unser arbeitendes Volk, zusammenbrechen müßte, wenn die Feinde ihre Pläne durchsetzten.

Deshalb mußten wir uns aber auch offen für die Bewaffnung und Kriegführung einsetzen und für die Kriegsanleihe stimmen. Solche Zeiten und ein Gegenstand wie der Schutz des Vaterlands sind nicht geeignet für halben Willen und halbe Bekenntnisse und für ein laues Gehenlassen und keine Verantwortung übernehmen wollen. Niemand im Volk würde eine andere Haltung der Sozialdemokratie verstanden haben; man hätte sie als Preisgabe unseres Vaterlands und Volkes in der Zeit der Not angesehen, und die einfach denkenden Massen hätten alles Vertrauen zur Sozialdemokratie verloren.

Auch die Rücksicht auf die im Feld stehenden deutschen Brüder nötigte uns die Kriegskredite zu bewilligen. Jene bringen die ungeheuersten Opfer, um uns, das deutsche Volk, namentlich auch seine Arbeiter zu retten. Und da sollten wir ihnen aus eitler Demonstrationslust in den Rücken fallen? So aber würden sie die Ablehnung der Kriegsmittel mit Recht auffassen. Liebknecht sagt zwar in seiner Erklärung vom 2. Dezember, er stimme allem zu, was das harte Los unserer Brüder im Feld lindern könne. Das ist indessen nur eine schöne Redensart, denn in Wahrheit hat er doch auch hiergegen gestimmt. Übrigens ist eine Scheidung der verschiedenen Forderungen auch unmöglich; die für den Krieg, für Bewaffnung, Transport und Verpflegung bewilligten Gelder dienen doch wohl auch dazu das Los der Kämpfer zu erleichtern. Die Genossen im Feld geben, wie unzählige Briefe zeigen, auch sehr deutliche Antworten auf die Haltung Liebknechts, Antworten, die sehr schlecht zu der Verherrlichung stimmen, die ihm in der ausländischen sozialdemokratischen Presse gewidmet wird.

Man setze einmal den Fall, daß die deutsche Reichstagsfraktion in ihrer Ge-

*) Siehe die Umfrage der in Lausanne erscheinenden Zeitschrift *Die Menschheit* vom 2. Januar 1915.

samtheit am 2. Dezember so gehandelt hätte wie Liebknecht, und daß sie die Mehrheit mit sich gezogen und sich die Regierung unterworfen hätte. Dann wäre die Folge doch nicht ein schneller Friede gewesen, sondern zunächst die Vernichtung der zur eiligen Flucht gezwungenen deutschen Heere in Frankreich und Belgien und die Überschwemmung des Rheinlands und Westfalens durch die Feinde, später ein schimpflicher Friede um jeden Preis. Die Voraussetzung ist natürlich unmöglich, denn niemals hätte sich im Reichstag eine Mehrheit zu solchem selbstmörderischen Beschluß gefunden. Man muß aber die Frage unter dieser Voraussetzung prüfen. Denn Politiker müssen auch das verantworten können, was die Folge sein würde, wenn sie ihren Willen durchzusetzen vermöchten. Eine Partei handelt nicht wahr und verdammt sich zur Ohnmacht, wenn sie ihre Stellung zu den politischen Aufgaben nur deshalb durchführen kann, weil sie glücklicherweise nichts zu sagen hat, und weil andere das Unheil abwenden, das sie herbeiführen würde, wenn sie die Macht hätte. Was bei kleinen sektentartigen Gruppen allenfalls begreiflich erscheinen mag, können große Parteien, die die Pflicht haben die Verantwortung für das Schicksal des Staates und Volkes zu übernehmen, sich nicht erlauben. Das heißt nicht, daß eine Oppositionspartei für alles stimmen müßte, worin auch nur ein Teil ihr wünschenswert erscheinen mag. Aber wo es sich um Lebensfragen der Nation handelt, muß auch eine Minderheitspartei ihre Haltung so einrichten, daß, wenn sie die Mehrheit hätte, die Nation dabei bestehen könnte.

Nach dem, was ich vorher über die wirtschaftlichen und kulturellen Bande gesagt habe, die den Sozialdemokraten mit seiner Nation verbinden, und bei der Bedeutung des Staates für die sozialistische Idee, brauche ich wohl nicht näher auseinanderzusetzen, daß außer der Invasionsgefahr und der Rücksicht auf die im Krieg befindlichen Volksgenossen noch andere, positive Gründe vorlagen, aus denen heraus die deutsche sozialdemokratische Fraktion am 4. August und am 2. Dezember erklärte, sie lasse, wie sie stets angekündigt habe, in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich. Damit hat sie nicht, wie der anonyme Reichstagsabgeordnete in der Berner Tagwacht vom 30. Oktober behauptet, die »Verantwortung für den Krieg« übernommen, wohl aber die Verantwortung für die Verteidigung des deutschen Vaterlands, für seine Existenz und Unversehrtheit, für die deutsche Kultur und nicht zuletzt für die deutsche Arbeiterbewegung.

Man würde sich im Ausland einer gefährlichen Täuschung hingeben, wenn man glauben wollte, die Reichstagsfraktion allein hätte diese Stellung eingenommen. Nein, die Masse der Parteigenossen war von genau demselben Geist beseelt. Freilich gaben sie so wenig wie die Mehrheit der Reichstagsfraktion sich einem Kriegsrausch hin, wünschten sie den Krieg oder wurden gar durch die Gier nach Eroberungen getrieben. Aber entschlossen, ja freudig zogen sie zu den Fahnen. Es gibt Orte, wo fast die gesamten Teilnehmer der Arbeiterjugendbewegung, soweit sie sich für kriegstauglich hielten, sich sofort als Kriegsfreiwillige gemeldet haben. Ausziehende sozialdemokratische Landwehrlaute begrüßten und beglückwünschten uns Abgeordnete, als sie uns auf der Straße erkannten, laut zu unserer Abstimung. Unzählige Briefe von der Front, die in der Arbeiterpresse veröffentlicht werden, zeigen die selbe entschlossene Stimmung, den festen Willen diesen Krieg für die Rettung des deutschen Vaterlands mit Aufbie-

tung aller Kräfte zu Ende zu führen. So schwer der Krieg und seine Schrecken auf allen lasten, die sie persönlich miterleben, so stark und natürlich der Wunsch nach Heimkehr und Frieden ist, so herrscht doch allgemein das Bewußtsein, daß der Krieg um Deutschlands Existenz geführt werde, und daß er so lange geführt werden müsse, bis ein wirklich sicherer Friede errungen sei.

Die Sozialdemokratie ist mit dieser Stellungnahme von ihren bisherigen Überlieferungen nicht abgewichen. Bebels Wort, er werde, wenn es gegen Rußland ginge, trotz seiner 70 Jahre selbst die Flinte ergreifen, ist bekannt. Gerade zur rechten Zeit wird die letzte, eine Art Programm darstellende Rede, die Bebel wenige Monate vor seinem Tod in der Budgetkommission des Reichstags gehalten hat und die damals von einem Teilnehmer mitstenographiert, übrigens auch bereits wörtlich in ein offizielles Parteiflugblatt aufgenommen worden war, weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht. Bebel sagte damals: «Es gibt in Deutschland überhaupt keinen Menschen, der sein Vaterland fremden Angriffen wehrlos preisgeben möchte. Dies gilt namentlich von der Sozialdemokratie. . . Die Sozialdemokratie hat niemals verkannt, daß die geographische und politische Lage des Reiches die Vorbereitung einer starken Schutzwehr nötig macht.» Bebel rechtfertigt dies mit der Gefahr eines Angriffs von Rußland und weist darauf hin, daß die Sozialdemokratie als erste Partei im Deutschen Reich die Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit gefordert habe. Es ist ganz verfehlt, daß der Mitarbeiter der Berner Tagwacht in der Anrufung dieses Bebelschen Wortes einen »widerlichen Unfug« sieht und den Bebel von 1870 dem von 1913 entgegenstellt.⁹⁾ Bebel wird von uns nicht als Autorität zitiert, sondern weil er der allgemeinen Auffassung der deutschen Sozialdemokratie Ausdruck gegeben hat. Er hatte das selbe schon oft genug gesagt, und neben ihm unzählige andere, und er hat diese Auffassung auf dem Stuttgarter internationalen Sozialistenkongreß vertreten. Jedenfalls ist für die praktische Politik von 1914 die Stellung der Genossen von 1913 wichtiger als die von 1870.

Als wir deutsche Sozialdemokraten uns in diesem Krieg offen auf die Seite unserer Nation stellten, sind wir auch dem treu geblieben, was Vandervelde in Stuttgart als Grundsatz der Internationale ausgesprochen hatte. Die Existenz und die Blüte der einzelnen Nationen ist die Voraussetzung einer gemeinsamen internationalen Kulturarbeit. Darum ist die Internationale trotz aller Wirrnisse dieses Krieges, trotz der augenblicklichen Zerreißung der internationalen Verbindungen keineswegs tot. Sie muß immer wieder von neuem aufleben. Den Aufgaben, die das Wesen der Nation ausmachen, dient die Internationale auf höherer Stufe und erweitertem Arbeitsfeld durch die Zusammenfassung der Kräfte der Arbeiterschaft in allen Kulturvölkern über die Grenzen der Staaten und der Sprachen hinweg.

Das erste und Wichtigste ist die wirtschaftliche Arbeit der Internationale. Sie besteht in dem internationalen Zusammenschluß der Arbeiter bei ihren wirtschaftlichen Kämpfen, entsprechend der Verbindung des Kapitals der verschiedenen Nationen. Der Weltkrieg hat diese Arbeit wohl unterbrochen, aber er macht ihre Unentbehrlichkeit erst recht klar. Die Gewerkschaften sind es gewesen, schon jetzt während des Kriegszustands,

⁹⁾ Siehe den Artikel Eine andere Stimme in der Berner Tagwacht vom 30. Dezember 1914.

statt über die Zerstörung der Internationale zu reden, für ihre Wiederherstellung praktische Arbeit geleistet haben. Nach dem Krieg wird vor allem ihnen die Aufgabe zufallen internationales Zusammenwirken der Arbeiter, gemeinsames Klassenempfinden und die Völker verbindende Organe zu schaffen. An Stelle der blutigen Waffen, mit denen die Arbeiter heute einander bekämpfen müssen, wird sie ihnen die friedlichen der Agitation und wechselseitigen Hilfe in die Hände drücken. Mehr möchte ich darüber nicht sagen, weil ich es für angemessen halte gerade in dieser Frage Männern der gewerkschaftlichen Praxis hier das Wort zu lassen.

Ebenso steht über der Nation als Kulturgemeinschaft ergänzend und befruchtend die Idee einer internationalen Kultur. Wir Deutsche wissen am besten, was die Völker dem internationalen Gedankenaustausch in Wissenschaft und Kunst, in Technik und Recht verdanken. Wir haben stets neidlos anerkannt, was andere Völker Großes geschaffen haben, und haben unsern Stolz darin gesehen auch das Fremde in uns aufzunehmen und unserer Art gemäß zu verarbeiten. Von Nietzsche, dem Deutschen, der in seiner Zeit vielleicht am tiefsten in Kultur gesättigt war, stammt der Begriff des guten Europäertums. Die ausländische Presse, die jetzt mit Schmähungen über diesen Großen herfällt, beweist damit nur ihre völlige Ahnungslosigkeit. Die deutschen Sozialdemokraten haben, als sie entschlossen und rückhaltlos für die Verteidigung des Vaterlands eintraten, sich keineswegs, wie manche anderen, zur Verleugnung der internationalen Werte der westeuropäischen Kultur und zu unsinnigem, die Völker immer weiter auseinanderreisenden Haß vergessen, sie halten, ohne ihrer eigenen Nation ihre Pflicht zu versagen, an den die Nationen verbindenden sozialistischen Ideen fest. Diese bewähren sich, wie zu erwarten war, auch im Krieg. Die Einmütigkeit, mit der jetzt in jedem der kämpfenden Völker sich jeder einzige für die nationale Gemeinschaft opfert, der er angehört, ist ein Beweis, wie tief bereits die sozialistischen Ideale Wurzel geschlagen, in welchem Maß sie den kleinlichen Egoismus der einzelnen, der die Verfolgung von Privatinteressen als den wahren Inhalt des Lebens ansieht, verdrängt haben. Diese sozialen Gedanken werden weiterwirken und müssen zusammen mit dem dreimal gesteigerten Abscheu gegen jeden Krieg, der als Ergebnis dieses Völkerringens zurückbleiben muß, die Versöhnung der Kulturnationen, diese erste Forderung der sozialdemokratischen Internationale, ihrer Verwirklichung näherführen. Dann werden die friedliebenden Völker nicht mehr zum Schutz ihrer Unversehrtheit zu den Waffen greifen müssen, sondern internationale Verwickelungen werden anders als mittels des Krieges gelöst werden. Es handelt sich zum guten Teil um eine Sache der Erkenntnis und des sittlichen Wollens. In welchem Maß gerade die deutsche Sozialdemokratie neben einer politischen Partei eine Kultur- und Bildungsbewegung ist, braucht man nicht mehr auseinanderzusetzen; aber auch in allen anderen Völkern kann zu diesem Zweck an Vorhandenes angeknüpft werden. Dies ist das Werk, das die geistige Internationale der Arbeiterklasse zu schaffen hat. Natürlich stellt die Idee des internationalen Zusammenschlusses nicht nur intellektuelle sondern auch eigentlich politische Aufgaben. Diese gehören zunächst in das Arbeitsgebiet der einzelnen Nationen; doch wird auch eine politische internationale Organisation nicht entbehrlich sein. Freilich wird sie ihre Tätigkeit ganz anders auffassen müssen als die alte Internationale es bisher getan hat.

Was die erste Aufgabe solcher internationalen Zusammenkünfte sein muß: die wechselseitige Aufklärung über die Verhältnisse in den einzelnen Staaten, das ist bei ihnen anscheinend arg zu kurz gekommen. Sonst wäre es nicht möglich, daß die gesamte Internationale überrascht und empört ist, weil die deutschen Sozialdemokraten ihrem Vaterland nicht in den Rücken gefallen sind. Offenbar hat man im Internationalen sozialistischen Bureau theoretische Erörterungen viel zu sehr für Realitäten gehalten, hat man viel zu viel davon geredet, was man m ö c h t e, und zu wenig daran gedacht, was man k a n n. Es ist unbegreiflich, daß noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges das Internationale sozialistische Bureau Kundgebungen angeregt und dem nach Paris einberufenen internationalen Sozialistenkongreß Beschlüßfassungen vorbehalten hat, die zur Voraussetzung gehabt hätten, daß das Proletariat den Krieg verhindern könnte. Man fragt sich, was die deutschen Vertreter bei dieser Gelegenheit den ausländischen Genossen über die Stimmung der deutschen Arbeiter und über die Machtmittel der deutschen Sozialdemokratie zur Verhinderung des Krieges ohne Preisgabe ihrer nationalen Pflicht gesagt, ja was sie selber davon sich klargemacht haben mögen.


Der Fehler liegt, wenn man von Personenfragen absieht, vor allem in der Organisation und den Überlieferungen der Internationale. Auch auf den internationalen Kongressen hat man nicht die vor aller Welt zutage liegenden Gegensätze der Nationen und die Verschiedenheit der Mittel und Wege, über die die einzelnen verfügen, offen eingestanden und gefragt, wie man trotzdem zu gemeinsamer internationaler Arbeit gelangen könne, sondern man hat eine Einheit vorausgesetzt, die tatsächlich nicht besteht sondern vielleicht die Frucht eines weitem Jahrhunderts sein wird. Während die praktische Politik der Arbeiter in den Parlamenten und Gemeinden, in Gewerkschaften und Genossenschaften längst darauf verzichtet hat Zukunftsstaat zu spielen, sich vielmehr nach den Kräften und Möglichkeiten der Gegenwart richtet, hat man die internationalen Kongresse und das internationale Bureau operieren lassen, als wären sie Parlament und Regierung eines internationalen Staatenbunds. Darum faßte man Beschlüsse über die innere politische Haltung der einzelnen Glieder der Internationale, obgleich doch nur die einzelnen Nationen selbst beurteilen können, was sie nötig haben, und was sie vermögen. So zwang die Stimme des einen japanischen Delegierten auf dem Kongreß in Amsterdam den französischen Genossen eine völlige Änderung ihrer aus den Verhältnissen ihres Landes herausgewachsenen innern Politik auf. Um den Schein einer gar nicht bestehenden Einheit zu erzielen, mußte man Resolutionen fassen, die es allen recht machen sollten und deshalb für keine Nation genau zutrafen, wie die des Stuttgarter Parteitags über den Militarismus, der schließlich Hervé ebenso zustimmte wie Vandervelde und Vollmar. Man entwöhnte sich bei diesen Resolutionen der Rücksicht darauf, daß Voraussetzung einer wirklichen, nicht nur fingierten Internationale M a c h t ist, um ihre Beschlüsse durchzuführen. Typisch für diese Sorte internationaler Utopisterei ist die schon genannte Trotzkijsche Broschüre. Nachdem der Verfasser gründlich auf die deutschen Sozialdemokraten geschimpft hat, verlangt er von uns nichts weiter als daß die Sozialdemokratie »sofortigen Frieden« herbeiführe, und die »vereinigten Staaten Europas herstelle, ohne Monarchien und ohne

ständige Heere«.¹⁰⁾ Wohl gemerkt, das fordert er nicht etwa als Zukunftsziel sondern als unmittelbare Aufgabe der Aktion des Augenblicks, jetzt mitten im Krieg, unbekümmert um das Treiben der zarischen Schergen in seiner russischen Heimat, ohne Rücksicht auf die Manifestationen englischer, französischer und belgischer Sozialisten für die Niederwerfung Deutschlands und ihre Verherrlichung des belgischen und des englischen Königs. Hat jemand, der solches Zeug schreibt, den geringsten Anspruch darauf ernst genommen zu werden?

Macht und politischen Einfluß kann die Internationale nur auf der Grundlage der Macht der sozialistischen Parteien der einzelnen Länder gewinnen. Deshalb muß es ihre erste Sorge sein, daß diese sich Einfluß erwerben. Soweit die neu zu schaffende Internationale in ihrer Tätigkeit über die Information und die Anbahnung wechselseitigen Verständnisses für die tatsächlichen Verhältnisse der Bruderparteien hinausgreifen kann, soll sie den Genossen immer wieder einschärfen, was dieser Krieg gelehrt hat: daß schöne Worte und Gesinnungen in der Politik gar nichts bedeuten sondern nur die Macht, die man ausübt, daß es nicht darauf ankommt, was man beschließt, sondern was man durchsetzen kann, und daß jeder Beschluß, der ein Können vortäuscht, das man nicht besitzt, schlimmer ist als das Unterlassen einer Aktion. Dies ist die wichtigste politische Richtschnur, die die Internationale aufstellen kann. Vor allem haben die Sozialdemokratien der einzelnen Länder ihre Politik so einzurichten, daß sie wirklichen Einfluß auf die Leitung ihrer Staaten gewinnen. Was nützt eine große Organisation und Partei, wenn sie darauf verzichtet sich zur Geltung zu bringen? Man erwirbt aber Geltung nur, wenn man auch bereit ist die Verantwortung für die notwendigen politischen Schritte zu übernehmen, und wenn man Reden und Handlungen unterläßt, deren Folgen man nicht würde verantworten können. Wie die Sozialdemokratie diesen Kampf um die Macht zu führen hat, ist Sache der Genossen jedes Landes gemäß ihren Verhältnissen. Jede Bevormundung durch andere kann dabei nur schaden. Man kann und soll kein Schema aufstellen über Zusammenarbeit mit anderen Parteien, Eintritt in die Regierung, Stellung zur Kolonialpolitik usw., wie es bisher mehrfach und sehr zum Schaden des Einflusses der sozialdemokratischen Parteien geschehen ist.

Nur eine Sozialdemokratie, die selbst die Zügel in die Hand nimmt, kann stark genug sein und der Internationale die nötige Stärke geben, um eine Wiederholung des Weltkriegs unmöglich zu machen.

XX
AGUST WINNIG · DER KRIEG UND DIE GEWERKSCHAFTLICHE INTERNATIONALE

 In den ersten Stürmen des Weltkriegs riß das Band der sozialistischen Internationale. Die einheitliche Auffassung der sozialistischen Parteien über ihre Stellung zum nationalen Staat und über ihre Pflichten bei internationalen Konflikten ist fürs erste verschwunden; die ehemals verbrüdereten Sozialisten der großen europäischen Staaten sind heute nicht nur durch äußern

¹⁰⁾ Siehe Trotzki: Der Krieg und die Internationale / Zürich 1914 /, pag. 58.

Zwang sondern auch durch Auffassungen und Interessen politische Gegner. Das ist die Wahrheit. Gewiß werden sich später wieder internationale Beziehungen der sozialistischen Parteien herausbilden, die in der Folge auch zu einem internationalen Bund führen werden. Aber wann und wie das immer geschehen mag, diese neue Internationale wird eine andere Grundlage haben als die alte, wird sich auch einen andern geistigen Inhalt und andere Normen des Zusammenwirkens geben müssen, wenn sie mehr sein soll als eine Gelegenheit zu dekorativem Gepränge. Gegen diese Wahrheiten sollten wir uns nicht sträuben; je freimütiger wir über sie reden, umso sicherer werden wir Enttäuschungen für die Zukunft aus dem Weg gehen. Das große Versagen der internationalen Solidarität beim Ausbruch und nicht weniger beim bisherigen Verlauf dieses Krieges wird auch auf die gewerkschaftliche Internationale zurückwirken. Immerhin werden hier die Wirkungen voraussichtlich weniger katastrophal sein als bei der sozialistischen Internationale. Will man jedoch darüber urteilen, so muß man zunächst das Wesen der gewerkschaftlichen Internationale ins Auge fassen, so wie es sich entwickelt hat, und wie es bis zum Krieg war.



Bei der Entstehung des gewerkschaftlichen Internationalismus wirkten politische Rücksichten nicht mit, sie haben auch bei der weitem Ausbildung keine irgendwie bemerkbare Rolle gespielt. Es waren die beruflich - wirtschaftlichen Interessen, die Umfang und Wesen der gegenseitigen Beziehungen und Verpflichtungen bestimmten. Das wird klar genug durch die Tatsache dargetan, daß die ersten internationalen Beziehungen zwischen gewerkschaftlichen Organisationen nicht durch die Zentralen sondern durch einzelne Berufsverbände hergestellt wurden. Immer waren es tatsächliche Bedürfnisse, die den Wunsch nach Fühlungnahme mit den Berufsgenossen anderer Länder entstehen ließen und schließlich zu festen Beziehungen führten. Im allgemeinen bildeten die Interessen des Kampfes gegen das Unternehmertum die zu internationalen Beziehungen treibende Kraft. Überall, wo entweder die Arbeitskräfte oder die Produkte von Land zu Land ausgetauscht wurden oder im Notfall leicht ausgetauscht werden konnten, erheischte das gewerkschaftliche Kampfinteresse die Anbahnung von Beziehungen und die Verständigung über gegenseitige Hilfe und Unterstützung. Man braucht nur einen Blick auf die verschiedenen Berufsgenossen der gewerkschaftlichen Internationale zu werfen, um dafür die Belege zu finden. So sind die internationalen Beziehungen in den Berufen und Industrien am ältesten und ausgebildetsten, wo die internationale Beeinflussung der gewerkschaftlichen Kämpfe am ehesten möglich ist. Für Kämpfe im Bergbau ist die Lage des Kohlenmarkts von nicht geringer Bedeutung; die Einschränkung der Kohlenförderung in einem Land durch Verweigerung von Überarbeit kann für die kämpfenden Bergarbeiter eines andern Landes eine wertvolle Hilfe sein. Bei Kämpfen der Hafenarbeiter und Seeleute liegt der hohe Wert internationaler Solidarität klar zutage. Die Weigerung von Streikbrechern beladene Fahrzeuge zu löschen kann die Stellung der Streikenden außerordentlich stärken, während andererseits die Bemannung bestreikter Schiffe durch Seeleute anderer Länder einem Kampf höchst verderblich werden müßte. Es ist kein Zufall, daß die internationalen Verbindungen der Bergleute und Transportarbeiter sowohl die ältesten als auch

die festesten sind. Im Baugewerbe hat die Konkurrenz billiger ausländischer Arbeitskräfte frühzeitig zu internationalen Beziehungen geführt. Böhmen, Holland und vor allem Italien waren die großen Reservoirs, aus denen die Unternehmer ihren Bedarf an Streikbrechern decken konnten; die Folge war, daß die deutschen Bauarbeiterverbände Verbindungen mit den Organisationen in jenen Ländern suchten, um mit deren Hilfe dieser Gefahr zu wehren.

Solcherart waren die ersten Anregungen zur Anbahnung internationaler Fühlungnahme der gewerkschaftlichen Organisationen. Aber, wie das häufig der Fall ist, so erweiterte sich auch hier allmählich das Tätigkeitsfeld. Der starke Austausch der Arbeitskräfte von Land zu Land machte es wünschenswert feste Regeln für die Behandlung der Organisierten in den Organisationen anderer Länder aufzustellen. Das bedeutete nicht nur eine stärkere Bindung der bestehenden internationalen Beziehungen sondern reizte auch an sie auf die Länder zu übertragen, die bisher der Verbindung noch fern standen, gab auch den Berufen, die bisher noch keine internationalen Beziehungen unterhielten, Anlaß solche anzustreben. Je mehr das gewerkschaftliche Unterstützungswesen an Umfang und Bedeutung gewann, desto wertvoller wurden solche Vereinbarungen von Land zu Land. Die Ausdehnung der Unternehmerorganisation und die damit gegebene Vergrößerung der Arbeitskämpfe legten der gewerkschaftlichen Internationale eine weitere Bedeutung bei. Dort, wo die Entwicklung der Unternehmerorganisation Aussperrungen größten Stils möglich gemacht hatte oder möglich erscheinen ließ, rückte auch die Notwendigkeit näher die Hilfe der Berufsgenossen in anderen Ländern bei der Aufbringung der Unterstützungsgelder in Anspruch zu nehmen. Wir wissen, daß dies wiederholt geschehen mußte. Vielfach benutzte man seit einigen Jahren die internationalen Beziehungen auch, um sich gegenseitig über die Lohn- und Arbeitsbedingungen, über Fragen der Vertragstechnik und über Arbeiterschutzgesetze zu unterrichten; man verschaffte sich damit Kenntnis von Dingen, die man im eigenen Land gut verwenden konnte. So hatte sich allmählich (und, wenn man bedenkt, daß dies in knapp 15 Jahren geschah, ziemlich schnell) eine Fülle internationaler Beziehungen gebildet, die weit besser als es die sozialistische Internationale konnte, die Massen der Arbeiter in den erfaßten Ländern einander näher brachten und ihnen den Wert internationaler Solidarität handgreiflich vor Augen führen.

Es leuchtet ein, daß solche auf reale Bedürfnisse gegründete Verbindungen widerstandsfähiger sein müssen, als es Verbrüderungen sein können, die lediglich ein gemeinsames Ideal, und hätte das Ideal den Rang einer Weltanschauung, zur Grundlage haben. Aber gleichwohl ist auch die gewerkschaftliche Internationale von den Erschütterungen des Krieges gestört, wenn auch nicht zerstört worden. Das ist sehr leicht zu erklären. In allen Ländern, auf die sich die gewerkschaftliche Internationale erstreckt, sind auch die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, wenn auch in unterschiedlicher Stärke, vom Geist des Sozialismus beeinflusst und erfüllt. Die Arbeiterbewegung hat wohl in ihren politischen und wirtschaftlichen Organisationen zwei Arme, mit denen sie wirkt und schafft, aber sie hat keine zwei Seelen; ihren geistigen Inhalt überträgt sie auf alle Organe, die sie sich zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe bildet. Und so ist der Geist der sozialistischen

Internationale auch immer in der gewerkschaftlichen Internationale lebendig gewesen und hat sich in Kongreßreden und Begrüßungsschreiben offenbart; er war das allen bewußte geistige Band.

Nun ist dies Band vorläufig zerrissen. Das fühlen die französischen, die skandinavischen, die italienischen und vor allem die deutschen Arbeiter. Und wenn man die Verbindungen wieder aufnimmt, wird man darum sich auch in der gewerkschaftlichen Internationale darüber klar werden müssen, daß der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse Grenzen gestellt sind, die man beklagen und verwünschen, aber nicht beseitigen kann.



UCH von der proletarischen Internationale gilt das Wort »Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen«. Die Gedanken: das ist in diesem Fall der ewig schöne und erhabene Gedanke von dem brüderlichen Beieinanderwohnen und Zusammengehen aller Völker; die Sachen: das sind die wirtschaftlichen Realitäten, die Volk wider Volk stellen.

Wir wollen die Dinge, um die es in diesem Krieg geht, sehen wie sie sind. Kein Gelb-, kein Weiß-, kein Orange- und kein Rotbuch kann den klaren Tatbestand verdunkeln, daß dieser Krieg nur einen wahrhaftigen Grund hat: das ist der Kampf zwischen Deutschland und England um die Seegeltung, um die Absatzgebiete und um Produktionsländer wichtiger Rohstoffe. Ein industrieller oder, wenn man will: imperialistischer Krieg. Es ist früher viel über die Gefährlichkeit und Verderbtheit des Imperialismus geschrieben worden, und wir werden auch in Zukunft noch Gelegenheit haben viel dergleichen zu hören und zu lesen. Gewiß, schön ist er nicht. Schön waren auch nicht die männermordenden Kämpfe um die nationale Einheit der europäischen Völker, und schön waren auch nicht die Kämpfe des aufstrebenden Industrialismus gegen das beschaulich lebende Kleinhandwerk. Aber war das nicht alles der Geschichte ehernes Muß? Und ist etwa das, was man Imperialismus nennt, das Hinausstreben der Wirtschaft über die Grenzen des Nationalstaats hinaus, das Erschließen von Rohstoffländern und Absatzgebieten, ein Ausfluß großkapitalistischer Brutalität und Tücke? Ist dies nicht vielmehr ebenso eine historische Kategorie, wie es das Feudalsystem, die Manufaktur, der Frühkapitalismus waren? Und sollte es wirklich das Lebensziel gerade der Sozialisten sein einer Entwicklung zu wehren, von der wir annehmen, daß sie zum Sozialismus führen muß, daß sie dessen notwendige Vorstufe ist? Nur Utopisten können diese Zusammenhänge ignorieren. Eine Klasse und eine Massenbewegung können nicht einer Erlösung entgegenträumen, sie müssen hinein in den Strom der Entwicklung und ihre geschichtlich gegebene Aufgabe erfüllen.

Es bleibt auszusprechen, worin diese für die Arbeiterschaft besteht. Selbstverständlich ergibt sie sich aus den ökonomischen Bedürfnissen und Interessen der Arbeiterklasse. Keine internationale Solidaritätsbezeugung aber kann daran auch nur ein Jota ändern, daß jede Arbeiterklasse sehr stark an dem Gedeihen der Volkswirtschaft ihres Landes interessiert ist. Es ist durchaus nicht nur die Sache der Kapitalisten eines Landes, ob die Volkswirtschaft, ob Industrie und Handel bestehen und gedeihen können. Daran sind auch die Arbeiter hervorragend interessiert. Und gerade für Deutschland ist dies Interesse mit Händen zu greifen.

Deutschland kann seine schnell wachsende Bevölkerung nur dann ernähren, wenn es in steigendem Umfang Industrieprodukte herstellt und gegen Rohstoffe und Nahrungsmittel austauscht. Es hat sich jahrzehntelang bemüht dieser Notwendigkeit mit friedlichen Mitteln zu genügen und hatte keinen Anlaß eine Änderung dieses Verhältnisses zu wünschen. Seine Industrie eroberte immer größere Teile des Weltmarkts, sein Anteil am Welthandel stieg erstaunlich schnell. Diese Entwicklung bedrohte die Monopolstellung der englischen Wirtschaft, England kam in ernstliche industrielle Schwierigkeiten. Nicht in Deutschlands sondern in Englands Interesse lag es diese Entwicklung zu stören, ihr ein Ende zu machen. Das ist der Grund des Krieges, in dem (daran kann kein Notenwechsel etwas ändern) England der Anstifter ist. Es war bei dieser Sachlage sonnenklar, wo die Interessen der deutschen Arbeiterklasse lagen. Setzte England seine Absicht, die Vernichtung und Knebelung der deutschen Volkswirtschaft, durch, so hätte die deutsche Arbeiterklasse die Folgen am empfindlichsten gespürt. Arbeitslosigkeit, sinkende Löhne, ohnmächtige Gewerkschaften und schließlich Auswanderung riesiger Massen von Arbeitern wären die Folgen gewesen. So tief und scharf die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit in den einzelnen Ländern sein mögen, sie schaffen die Tatsache nicht aus der Welt, daß sie beide das höchste Interesse an dem Gedeihen des Wirtschaftslebens haben, und daß darum die Interessen der Arbeiterklasse insoweit auf Gedeih und Verderb und unlöslich mit denen des Volksganzen verbunden sind. Hierin haben wir die letzte Ursache der Erscheinung zu sehen, daß in allen am Krieg beteiligten Ländern die Arbeiterklasse entschlossen und ohne Zaudern auf die Seite ihres Landes trat. Das alles ist allzu natürlich und allzu selbstverständlich, als daß man daraus irgendwelche Vorwürfe gegen die Arbeiterklasse dieses oder jenes Landes ableiten könnte. Aber was den französischen und englischen Arbeitern recht ist, das nehmen wir deutschen als billig für uns in Anspruch. Die gleiche Anhänglichkeit an das gemeinsame Volkstum, deren sich Engländer, Franzosen und Italiener rühmen, fühlen und bekunden auch wir. Es wäre ein Verbrechen am Volk, wollten wir nicht in einer Zeit auf der Seite unseres Landes stehen, wo dies Land seine Unabhängigkeit und seine Zukunft gegen die halbe Welt verteidigen muß. Sicherlich haben die deutschen Gewerkschaften nichts getan, dessen sie sich zu schämen hätten. Sie haben ihre Organisationen bereitwillig und erfolgreich in den Dienst der Fürsorge für die Kriegsoffer gestellt, haben im Reich, in den Einzelstaaten und in den Gemeinden für die Unterstützung der Arbeitslosen, für Beschaffung von Arbeitsgelegenheit, für zweckmäßige Maßnahmen zur Sicherstellung der Volksernährung gewirkt. Wir wissen, daß auch unsere französischen Kameraden das tun, und machen ihnen keinen Vorwurf daraus, fragen sie nicht, wie sich das mit ihren antiparlamentarischen und antipatriotischen Reden und Manifesten verträgt; wir wissen, daß sie ebensowenig etwas anderes tun konnten als wir. Ja, wir erheben noch nicht einmal Anklagen gegen jene englischen Gewerkschafter, die sich redend und schreibend um die Anwerbung von Rekruten bemühten und die öffentlich erklärten, daß auch sie ihre Aufgabe darin sähen die Konkurrenz der deutschen Industrie auszuschalten, und die diese Ziele gemeinsam mit dem Unternehmertum erstreben.


Selbstverständlich läßt es uns nicht gleichgültig, wenn Gewerkschafter und Sozialisten neutraler Länder unsere Haltung verdammen, sie chauvi-

nistisch und schlimmer schelten, aber für die gleiche Haltung unserer französischen und englischen Kameraden kein Wort des Tadels haben. Das schmerzt uns um so mehr, als wir glaubten gerade von den Genossen jener Länder, die unsere Solidarität sehr genau kennen gelernt haben, gerechte Beurteilung erwarten zu dürfen. Mehr als die Tatsache selbst, daß sich die Gewerkschaften in allen beteiligten Ländern auf die Seite der Gesamtheit ihres Volkes stellten, mögen diese Begleiterscheinungen der Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen Schwierigkeiten bereiten. Aber endgültig verhindern können auch sie die Wiederherstellung der internationalen Verbindungen der Gewerkschaften nicht. Das Bedürfnis danach ist, das glaube ich gezeigt zu haben, viel zu sehr in den tatsächlichen Verhältnissen begründet, als daß es sich nicht durchsetzen würde.

Aber auch die gewerkschaftliche Internationale wird sich einen neuen geistigen Inhalt geben müssen. Die Dekorationen wird man dann beiseite lassen. Man wird den Anforderungen der Gegenwart genügen, und diese werden der Betätigung internationaler Gesinnung ein weites Feld bieten. Man wird sich dessen getrösten, daß in der treuen Erfüllung der Gegenwartsaufgaben die sicherste Gewähr liegt, daß die Zukunft doch die Solidarität der Kulturstaaten bringen wird.

XX

MAX SCHIPPEL · ENGLISCHER WIRTSCHAFTS- KRIEG UND AMERIKANISCHE INTERESSEN

INIGE geschichtsphilosophisch veranlagte Stimmführer der öffentlichen Meinung Deutschlands haben die vom gegenwärtigen Weltkrieg erhoffte Erschütterung des unerträglichen, allen Begriffen von Völkerfreiheit und Völkergleichheit hohnsprechenden englischen Seeübergewichts bereits mit dem einstigen Sieg der unter sich gleichlaufenden und doch wiederum national scharfunterschiedenen protestantischen Bewegungen über die alte einheitliche Kirchenherrschaft Roms verglichen: eine Herrschaft, die durch ihren überwältigenden Einfluß auf Schulen, Universitäten und Erziehung jeder Art, auf Armen- und Anstaltswesen, auf Verteilung und Ausnutzung des Grundbesitzes, auf Märkte- und Städteentwicklung, auf Rechtsbildung und Rechtsprechung, auf Obrigkeiten, Regierungen und Höfe bekanntlich unendlich weit über das im engeren Sinn religiöse und hierarchische Gebiet hinausragte. Die erwähnten Gegner der heutigen, schreiend einseitigen britischen Seegeltung und Seeverkehrsübermacht zeigten nicht übel Lust mit den im Mittelpunkt des gegenwärtigen Völkerringens stehenden tiefeinschneidenden wirtschaftlich-politischen Entscheidungen gleichfalls, wie seinerzeit durch die Reformation, eine neue große Zeitstufe der Weltgeschichte beginnen zu lassen.

Vergleiche hinken; so auch hier. Aber der mehr unmittelbar wirtschaftliche und der mehr ideologisch verkleidete Völkeremanzipationskampf, beide haben in der Tat ihr innerlich Gemeinsames. Und weit über die direkten Ziele des heutigen Weltkriegs hinaus würde die allgemeine, dabei jedoch abermals national verschiedengestaltete Loslösung von der Monopolstellung, wie sie England vor allem im internationalen Seeverkehr, Zwischenhandel, Zahlungsausgleich und Kapitalzufluß, in der kolonialen Erzeugung von Rohstoffen, Genuß- und Lebensmitteln ausübt (zusammen mit den schon vor-

angegangenen und immer wieder neuerwachenden protektionistischen Anläufen zur Pflanzung und Erziehung eigener moderner nationaler Industrien in allen selbständiger aufstrebenden, wirtschaftsjüngeren Gemeinwesen und mit den unaufhaltsamen Fernwirkungen auf das gesamte Kulturleben in den stärker emanzipierten Wirtschaftsgebieten), einen ungeheuren, in der Tat epochemachenden internationalen Fortschritt verwirklichen. Hinter einem solchen Fortschritt würden zweifellos alle, von der etwas blinden und scheuklappenbehafteten Formaldemokratie ausschließlich ins Auge gefaßten innerpolitischen Umbildungen weit an wirklicher Bedeutung für den Völkeraufschwung zurücktreten. Denn große Wirtschaftsumwälzungen ziehen stets und unweigerlich auch eine innerpolitische Höherentfaltung nach sich. Rein formalpolitische Freiheit und äußerlich liberaler Zuschnitt des politischen Lebens vertragen sich dagegen recht wohl mit rückständigstem und engherzigstem Kantönl-, Zunft- und Schildbürgergeist. Die Geschichte des alten kleindeutschen Radikalismus, oder auch die verschiedener Abteilungen der schweizerischen Demokratie ist eine fortlaufende Beweiskette hierfür.

Für die Überwindung der maritimen und kommerziellen Vorherrschaft Englands kommen aber nicht nur die kriegführenden Mächte, sondern ebenso die Neutrals in Betracht. Deshalb wurde in den Sozialistischen Monatsheften von vornherein den Vereinigten Staaten von Amerika, die weitaus die hervorragendste Verkörperung des Neutralentums darstellen und die gegebenenfalls sogar den bewußten Sammelpunkt aller verletzten und abwehrbereiten neutralen Interessen bilden müßten, besondere Aufmerksamkeit gewidmet.¹⁾ Der jüngste Protest der Union, dessen Beschwerden und Forderungen die Sklavenfesseln der freien internationalen Wirtschaftsbewegung ein wenig zu lockern suchten, und die darin zum Ausbruch kommenden Interessengegensätze zwischen London und Washington bieten willkommenen Anlaß sowohl dem Fortgang der britischen Wirtschaftskriegführung wie ihren Rückwirkungen auf die Wirtschaftslage und die öffentliche Meinung Amerikas von neuem beobachtend und berichterstattend zu folgen, selbst wenn man sich von den nächsten Ergebnissen des diplomatischen Notenaustausches noch immer nicht gerade viel versprechen sollte.

ANFANGS erwartete man von den europäischen Wirren und Lähmungserscheinungen, wie sie die ersten Kriegswochen kennzeichneten, ein um so fröhlicheres Aufblühen der überseeischen weltlichen Produktionen und ein ungehemmtes Vordringen ihrer Erzeugnisse nach allen Märkten, die bisher zum europäischen Absatzbereich gehört hatten. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Tiefergehende Produktionsverschiebungen setzen eine solche Umgestaltung des ganzen Produktionsapparats, der Ansammlung und Verwendung der Kapitalien, eine derart veränderte Zahl, Beschaffenheit und örtliche Verteilung des leitenden technischen und kommerziellen Personals und der ausführenden geschulten und ungeschulten Arbeitskräfte, auch eine solche Umgestaltung der Handelsbeziehungen, sowohl für die Eigenversorgung wie für die Produktenabstoßung, voraus, daß ein paar Monate des Krieges nach dieser Richtung höchstens schwache Ansätze zeitiger und nur vorübergehende Spuren zurücklassen können. Sehr greifbar machen sich jedoch

¹⁾ Siehe meine Artikel Der Krieg, Amerika und England und Englands wirtschaftliche Kriegführung, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag 1062 ff. und 1170 ff.

sofort und dauernd die Unterbrechungen und Ablenkungen der Ein- und Ausfuhr, die Krisen des Geldmarkts und der Börsen bemerklich: für ein überwiegendes Schuldnerland, wie es die Vereinigten Staaten noch immer in so außergewöhnlichem Maß sind, wahrscheinlich noch viel mehr als für einen Gläubigerstaat nach der Art Englands, Frankreichs oder Deutschlands.

Selbst der neuliche Beschwichtigungsversuch englischer Blätter: Amerika erleide, im Gegensatz zu den kriegführenden Staaten, England dabei nicht ausgenommen, wenigstens in seiner Einfuhr keine wesentliche Schädigung, ist durchaus hinfällig. Hauptlieferländer wie Deutschland sind zunächst so gut wie ganz von der Wareneinfuhr nach Amerika abgeschlossen. Neutrale Schiffe stehen zur Übernahme der noch möglichen Verbindungen, zum Ersatz der deutschen Seetransportmittel fast gar nicht zur Verfügung. Der Schaffung und Erweiterung eines eigenen amerikanischen Schiffsbesitzes stehen, wie später nochmals darzulegen, die denkbar größten Schwierigkeiten entgegen, zu einem guten Teil durch die rücksichtslose Haltung Englands. Die eine Folge davon ist die unleidliche Verlegenheit und Störung zahlreicher landwirtschaftlicher und industrieller Produktionszweige Amerikas.

Am häufigsten beklagt wurde wohl das Ausbleiben der deutschen Farbstoffe für die Textilgewerbe und der deutschen Düngemittel (Staßfurter Kalisalze) für den, allmählich der rohesten Raubwirtschaft entwachsenden amerikanischen Landbau. Die großen Pacific Mills in Lawrence, Massachusetts, hatten sich daher Anfang Dezember bereits genötigt gesehen mindestens für eine Woche wegen des Färbereistillstands den Betrieb zu unterbrechen. Zahlreiche namhafte Baumwoll- und Wollfabriken befanden sich in der gleichen bedrängten Lage; die Strumpffabrikanten von Pennsylvanien und den Nachbarstaaten vermißten vor allem die haltbaren Schwarzfärbemittel und fürchteten eine Stillsetzung, die wegen der Schwierigkeit baldiger anderweiter Versorgung oder Herstellung unter Umständen bis zum Schluß des Krieges dauern könne. Professor Jenkins, Lehrer an der Landwirtschaftlichen Hochschule von Mount Carmel, empfahl zwar die stärkere Ausnutzung der reichen und bequem erschließbaren Tanglager, die sich Hunderte von Meilen längs der Küste von Kalifornien bis Alaska hinziehen. Aber diese Frage, die nunmehr schon seit etwa 10 Jahren die Interessenten lebhaft beschäftigt, wird auch heute kaum im Handumdrehen ihre halbwegs befriedigende Lösung finden, und namentlich für die Kartoffelgewinnung im fernen Westen, aber kaum minder für das Getreide bezeichnet deshalb Jenkins das Staßfurter Kali als unentbehrlich. Ähnlich, aber mit weitestgehender Verallgemeinerung für die verschiedenen, namhaft gemachten Industriezweige schrieb, wie bereits in der technischen Rundschau der Sozialistischen Monatshefte mitgeteilt wurde²⁾, am 17. September die amerikanische Zeitschrift *Engineering News*:

»Wir geben nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir aussprechen, daß es wahrscheinlich kein anderes Volk auf der Welt gibt, dessen plötzliche Absperrung vom Verkehr wirtschaftlich so schwer überall empfunden würde wie die Absperrung Deutschlands. Es ziemt sich das hier besonders auszusprechen, weil Deutschland mehr als irgendein anderes Volk seine wichtige industrielle Stellung nicht seinen reichen natürlichen Hilfsquellen oder seiner günstigen geographischen Lage zu verdanken hat, sondern in erster Linie dem Wissen und Können und dem Scharfsinn, mit dem das Volk die neuzeitlichen technischen Aufgaben bearbeitet hat. Wir In-

²⁾ Siehe die Rundschau Technik in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1209 f.

genieure und Chemiker wissen seit langem, daß die Deutschen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technik führend sind. Die Ereignisse der letzten Wochen aber haben dies auch dem großen Publikum vor Augen geführt. Wenige sind sich bis dahin bewußt geworden, bis zu welcher Ausdehnung die ganze Welt in der Lieferung einer großen Menge von Waren und Erzeugnissen abhängig ist von deutschen Männern der Wissenschaft, von Chemikern, Ingenieuren und Fabrikanten. Amerikanische und englische Industrielle, die sich zunächst zu der Gelegenheit beglückwünschten für ihren auswärtigen Absatz die Märkte zu erobern, die für deutsche Erzeugnisse durch den Krieg verschlossen waren, mußten nur zu oft merken, daß ihre Maßnahmen gerade dadurch gehindert waren, daß sie selbst gewisse deutsche Erzeugnisse nicht mehr in ausreichender Menge erhalten konnten. . . . Gewiß ist, von einem höhern Standpunkt betrachtet, der Sieg, den Deutschland durch die Eroberung schwierigster Gebiete der Industrie und Technik bereits errungen hat, als allgemein verdienstvolle Tat höher zu bewerten als irgendein Sieg, den seine große Militärmacht lediglich durch die brutale Gewalt noch zu gewinnen vermag. Man hat gesagt, daß die meisten Waren, für die wir und andere Länder auf Deutschland angewiesen sind, wenn Not an den Mann kommt, auch bei uns hergestellt werden können. Das trifft auch auf die meisten dieser Waren tatsächlich zu, allerdings unter der Voraussetzung, daß genügend Zeit hierfür vorhanden ist. Genügend Zeit aber bedeutet in den meisten Fällen sehr lange Zeit.«

Eine andere Wirkung, eher noch viel aufreizender für die, drüben wie haben dem grundlegenden Produktionsleben geistig ziemlich fernstehende große Öffentlichkeit bildet jedoch das empfindliche Anziehen der Steuer-schraube, eben infolge des überraschenden Rückgangs der Zolleinnahmen für die zusammengeschrumpften Einfuhren; und zwar vorwiegend auf Gebieten, an die man sich sonst nicht gerade gern heranwagt. Wenige Wochen nach dem Kriegsbeginn wies der Schatzsekretär McAdoo für den Monat August auf eine Einnahmeverminderung, gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahrs, von über 10¹/₂ Millionen Dollar hin, hauptsächlich wegen des Ausfalls an Einfuhrzöllen, und Präsident Wilson empfahl sofort in einer Sonderbotschaft dem Kongreß durch Innensteuern Jahres-mehreinnahmen von nicht weniger als 100 Millionen Dollar zu schaffen. Eher noch etwas höher wird der Ertrag des schließlichen Underwoodgesetzes von Ende Oktober anzusetzen sein: etwa 32,5 Millionen Dollar mehr vom Bier (und dazu eine entsprechende, hier nicht genauer bestimm-bare Summe vom inländischen, nicht schon vom Einfuhrzoll getroffenen Wein); 4 Millionen vom Tabak; 20 Millionen vom Gasolin (Motorbetriebskraft); 5,8 Millionen von Bankiers, Börsen- und Handelsmaklern, von Pfandleihern sowie von Besitzern von Kino-, Zirkus- und Theaterbetrieben, von Kegel- und Billardspielräumen, bei den Bankiers nach dem Betriebskapital berechnet, sonst als Jahreslizenzgebühr gedacht; 35 Millionen für Stempel- und Verkehrsabgaben aller Art, darunter abermals so wenig beliebte Auflagen wie für die Schiffsfahrkarten von amerikanischen nach fremden Häfen, ferner für den Sitz in einem Luxuswagen (palace or parlor car) oder für die Schlafkarte in einem Pullman. Insoweit ist also die europäische Selbstzerfleischung durchaus nicht einfach ein Gewinn für den unbeteiligten Dritten. Die europäischen Mächte führen Krieg, aber auch der amerikanische Steuerzahler muß dafür tief in seinen Beutel greifen.

Nun sind diese Einfuhreinschnürungen und ihre wirtschaftlichen und staats-finanziellen Folgen gewiß nicht ausschließlich, vielleicht nicht einmal vor-wiegend das Erzeugnis der spezifisch englischen Seekriegsführung. Verschlimmert wurden sie jedoch dadurch, daß alle Bemühungen zu genügend

gesicherten eigenen Schiffen zu gelangen und hierdurch die Transportunterbrechung nach Kräften zu mildern jederzeit auf unüberwindbare Widerstände Englands stießen. Diese auferlegte fremde Schranke fühlt man um so tiefer, weil der Verfall der einst so angesehenen und gefürchteten amerikanischen Schifffahrt schon längst als nationaler Krebschaden erscheint, und weil kaum je die Gelegenheit für einen Wandel zum Bessern so nahe gerückt war. Die Union sah seit langem schon in ihren Häfen, was die Ozeanfahrt anlangt, nicht nur mehr britische und deutsche sondern sogar mehr französische, italienische und norwegische Schiffe verkehren als sie selber für den überseeischen Verkehr aufzubringen vermochte. Noch mehr: Seit 3 Jahrzehnten erfuhr sie hier einen Rückgang um nicht weniger als 21 %: von 1 302 095 Tons im Jahr 1883 auf 1 027 776 Tons in 1913. Alle parlamentarischen Reformanläufe, vor allem die zahlreichen Anträge auf Subsidien-gewährung und Frachtbevorzugung, waren bisher jedesmal gescheitert. Jetzt schien sich ein ganz neuer, leicht gangbarer Weg zu dem gewünschten Ziel zu eröffnen. Im August lagen daher dem Kongreß sofort 3 Anträge für Erweiterung der nationalen Seefahrtsbetätigung vor. Die Weeksbill wollte einfach Kriegsschiffe zum Transport von Getreide und anderen Erzeugnissen verwendet sehen. Nach der Williamsbill sollte der Schatzsekretär ermächtigt werden fremde, in amerikanischen Häfen weilende Schiffe anzukaufen und zum Warentransport zu verwenden, um sie später, nach Beendigung des Krieges, freihändig oder durch Auktion wieder aus dem vorübergehenden Regierungseigentum abzustoßen. Die Adamsonbill begnügte sich damit für Private und Gesellschaften auch ältere fremde Schiffe ankaufsfähig zu machen, während selbst das Panamakanalgesetz, obwohl es in mancher Beziehung bereits eine Erleichterung der früheren Bestimmungen gebracht hatte, hier noch immer eine enge Altersgrenze zog (nicht über 5 Jahre alt). In der frühern Sitzungszeit kam man zu keiner endgültigen Entscheidung, aber auch in der gegenwärtigen Session laufen die Bestrebungen nach wie vor wirr und in ihrem Endergebnis unabsehbar durcheinander: wesentlich weil man aus jeder Maßnahme Konflikte mit England hervorzunehmen sah. Wurde die Ladung von Regierungsschiffen, vollends von Kriegsschiffen, aus irgendwelchen Gründen von England beanstandet, so bauchte sich voraussichtlich jeder bloße Rechtsstreit unwillkürlich zu einem großen nationalen Ehrenhandel auf. Für den sonstigen Besitzwechsel, in erster Linie soweit drüben brachliegende deutsche Dampfer in Frage kamen, drohte der englische, von englischen Prisengerichten selber nachzuprüfende Einwand, daß es sich nur um Scheinübertragungen handle, die völkerrechtlich unwirksam seien, und die deshalb eine Wegnahme des scheinneutralen, in Wahrheit feindlichen Schiffes nicht zu verhindern vermöchten. Gerade dieses Gefühl der Rat- und Hilflosigkeit verbesserte die Sympathie für England nicht, die sich am Beginn des Krieges bis zu maßlosester Verblendung gesteigert zeigte.



N OCH viel stärkeren Belastungsproben sah sich jedoch die vermeintliche englisch-amerikanische Interessenharmonie durch die Behandlung der übersee ausgeführten Warenladungen selber ausgesetzt. Selbst wenn sich schließlich genügend zahlreiche neutrale (amerikanische oder nichtamerikanische) Schiffe zur Ozeanfahrt gefunden hätten, was war für England nicht alles Kriegskonterbande: nach der Warenart oder nach dem vermuteten Bestimmungsland und Bestimmungszweck?

Die größte Sorge bereitete hier naturgemäß von vornherein die Baumwollwolle. Und gerade die Baumwolle ist im Hinblick auf die amerikanische öffentliche Meinung ein um so wirksamerer Gefühlsreger, als sie für Millionen des Südens und Südwestens das eine einzige zu Geldeinkommen umzuschlagende Landwirtschaftserzeugnis darstellt. Nicht der Gemischtanbau, sondern die einseitigste Monokultur herrscht, seit jeher beklagt, aber bisher kaum irgendwie erschüttert, noch immer in den Vereinigten Staaten. Mit einer Baumwollabsatzstockung geraten regelmäßig ganze Staaten in helle Verzweiflung und ganze Parteiregierungen ins Wanken. Der erste amerikanische Protest und die erste englische Nachgiebigkeit bezogen sich daher auf die Baumwolle. Von der Riesengesamternte wurden 1913-1914 (das Erntejahr läuft vom 1. September bis zum 31. August) 61,9 % exportiert, im Jahr vorher 61,8 % und in dem bumper-Erntejahr 1911-1912 sogar 66,2 %. Den Wert dieser jährlichen Ausfuhr kann man heute durchschnittlich auf 600 Millionen Dollar, auf mehr als ein Viertel und fast ein Drittel der ganzen amerikanischen Warenausfuhr ansetzen. Die unmittelbare Folge der plötzlichen und dauernden Transport- und Ausfuhrstockung war ein panikartiger Preisfall, der alle 11 Baumwollstaaten, Texas, Georgien, Alabama und Südkarolina an der Spitze, mit einem schweren Massennotstand bedrohte. Eine echt amerikanische Agitation suchte den persönlichen Konsum an Baumwollwaren künstlich auszudehnen. Die Banken des Südens und Nordens leiteten in Verbindung mit der Regierung eine Art Valorisationsfeldzug ein: eine vorläufige Beleihung der Einlieferungen und Vorräte, um eine maßlose Überfüllung des amerikanischen Markts durch Notverkäufe und die dadurch einreißenden Krisenpreise nach Kräften abzuwehren. Der Kern des Übels blieb jedoch ziemlich unangetastet, weil das Ausfuhrventil sich nicht genügend öffnen wollte. Im Oktober exportierte man beispielsweise (nach Bradstreet's): 1913 für 107 375 197 Dollar Baumwolle, 1914 nur für 20 420 043 Dollar, also 80,9 % weniger. Kein Wunder, daß der Gouverneur von Texas, obwohl selbstverständlich selber ein Demokrat, der Washingtoner Regierung schwächliche Unterwürfigkeit gegen England vorwarf, das »unser Land wie einen Vasallenstaat« mißhandle³⁾; es versorge gerade sich selber, natürlich zu einem Spottpreis, den es abermals selber durch die von ihm erzeugte amerikanische Marktüberfüllung hervorrufe.

Ähnlich regten sich sehr bald die Kupfer- und Petroleuminteressenten, beide zwar nicht übermäßig volkstümlich und nicht mit größeren produktionsbeteiligten Volksmassen hinter sich, aber dafür kapitalistisch von um so größerem, wohlorganisiertem Einfluß. Auch die Weizenfarmer rührten sich, da die letzte, außergewöhnlich günstige Ernte wieder einmal eine größere Ausfuhr zur Notwendigkeit machte, während die englische Anmaßung jedem neutralen Land seine zulässige monatliche Einfuhrmenge zu maß und bei jeder Überschreitung dieser Ziffer den Verdacht der Lieferung an die kriegführenden Mächte des Zweibunds erhob: mit der Zuschiebung der Beweislast für das Gegenteil an den, noch so neutralen Frachtführer.

Die Wahlen vom November hatten bereits die Volksstimmung ziemlich verändert gezeigt; immer neue Vorwürfe gegen die Regierung reihten sich an die alten Klagen über die Ausfuhrschädigung. Wilson und Bryan (ich wage über ihre persönliche Auffassung und Stellung kein Urteil) konnten sich

³⁾ Siehe die Washingtoner Korrespondenz in den Times vom 28. Dezember 1914.

schließlich dem allgemeinen Drängen nach einem entschiedenen Protest nicht mehr entziehen. Ein paar charakteristische Stellen seien aus ihrer Note vom 28. Dezember 1914 hervorgehoben:

»Nicht nur ist die Lage eine betrübende für die Handelsinteressen der Vereinigten Staaten, sondern auch große Produktionszweige unseres Landes leiden, weil ihren Erzeugnissen der festgewurzelte Absatz in europäischen Staaten fehlt, die, obwohl neutral, kriegführenden Nationen benachbart sind. Die Produzenten und Exporteure, die Reedereien und Versicherungsgesellschaften drängen nicht ohne Grund nach Beseitigung dieser Gefahr für den transatlantischen Handel, die ihnen allmählich, aber sicher das Geschäft vernichtet und ihnen zum wirtschaftlichen Verhängnis werden kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten . . . drückt vertrauensvoll die Hoffnung aus, daß Seiner Majestät Regierung die Hemmnisse und Schwierigkeiten eingestehen wird, die ihre gegenwärtige Politik dem Handel zwischen den Vereinigten Staaten und den neutralen Ländern in den Weg gelegt hat, und daß sie ihre Behörden anweisen wird sich jedes unnötigen Eingriffs in die Freiheit des Handels jener Nationen zu enthalten, die bei dem schwebenden Konflikt zwar nicht Teilnehmer, wohl aber Leidende sind, und daß sie sich in ihrer Behandlung der neutralen Schiffe und Ladungen strenger [more closely] an die Regeln halten wird, die für die Seebeziehungen zwischen den Kriegführenden und Neutralen maßgebend sind, die die Sanktion der zivilisierten Welt erhalten haben und die in anderen Kriegen auch von Großbritannien so stark und erfolgreich verfochten [advocated] wurden. Zum Schluß sei Seiner Majestät Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß die gegenwärtige Lage des amerikanischen Handels mit den neutralen Ländern eine derartige ist, daß, wenn sie sich nicht bessert, eine Stimmung daraus emporwachsen kann, ganz gegenteilig jener, die so lange zwischen dem amerikanischen und britischen Volk bestand. Die öffentliche Kritik und Klage erhebt sich schon mehr und mehr. Die Anschauung breitet sich aus, sicherlich nicht ganz ungerechtfertigt [surely not entirely unjustified], daß der gegenwärtigen britischen Politik gegen den amerikanischen Handel der Niedergang in verschiedenen Produktionszweigen zuzuschreiben ist, die auf die europäischen Märkte angewiesen sind.« ¹⁾

Die Antwort aus London ist ganz englisch. Man erklärt sich, um die gefürchtete öffentliche Meinung zu beschwichtigen, in verbindlichen Worten zu einigen Zugeständnissen bereit, während man auf den Hauptstreitgebieten das einseitige britische Interesse uneingeschränkt weiter über alle internationalen Interessen des neutralen Handels zu stellen gedenkt. Ob die Amerikaner, und an ihrer Seite die übrigen schwächeren Neutralen, sich damit begnügen werden und begnügen müssen, wird bereits die nächste Zeit lehren. Denn starke, politisch einflußreiche Kräfte sind, nicht zum wenigsten unter deutschamerikanischer Führung, in der Union am Werk die Frage nicht einfach in ihren Hauptstücken vertagen und durch Hinauszögerung schließlich wieder ganz versumpfen zu lassen.

XX

JULIUS KALISKI · UNSERE WIRTSCHAFTLICHE KRIEGSRÜSTUNG



ACH dem ersten Kriegsmonat vertrat ich an dieser Stelle die Auffassung, Deutschland habe in der Widerstandskraft seiner Volkswirtschaft keinen Vergleich mit einem andern Land der Welt zu scheuen.¹⁾ Dieses Urteil ist jetzt längst Gemeingut geworden, manchmal steigerte sich nach den übertriebenen Befürchtungen der Anfangszeit die Überzeugung von der Stärke unseres Wirtschaftslebens so-

¹⁾ Siehe den Wortlaut der amerikanischen Note in den Times vom 1. Januar 1915.

¹⁾ Siehe meinen Artikel Der Krieg und die deutsche Volkswirtschaft, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1069 ff.

gar bis zur unangebrachten Sorglosigkeit. Welches Gebiet immer in Frage kommen mag, nirgends haben sich Zustände offenbart, die den Hoffnungen und für uns ungünstigen Behauptungen des feindlichen Auslands entsprachen. Mit rückhaltloser Genugtuung dürfen wir ganz besonders auf die Entwicklung unseres Geld- und Kreditwesens während des Kriegs zurückblicken. Hier hat Deutschlands wirtschaftliche Kraft sich zuerst und am sichtbarsten erwiesen. Unter dem Einfluß der organisch fortgesetzten Reichsbankpolitik bestanden unsere Kreditorganisationen alle Belastungsproben vorzüglich, sie haben ruhig und gleichmäßig funktioniert, ohne jede Verlegenheit konnte das Bedürfnis nach Zahlungsmitteln erfüllt werden. Einen Höhepunkt bildet die Unterbringung der Kriegsanleihe: das Zeichnungsergebnis von etwa 4½ Milliarden Mark in wenigen Tagen übertraf alle Vorstellungen, nicht zuletzt die unserer Gegner. Bis zum 15. Dezember 1914 waren auf die deutsche Kriegsanleihe 4209 Millionen Mark eingezahlt, mit Hilfe der Darlehnskassen wurden davon 729,1 Millionen geleistet. Die Darlehnskassen sind nach dem Muster der 1870 errichteten Institute bald nach Kriegsausbruch ins Leben gerufen worden, sie geben Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren und Waren in Darlehnskassenscheinen, deren Betrag 1870 auf 30 Millionen Taler beschränkt war, während diesmal die Grenze anfänglich bis 1½ und nicht lange darauf bis 3 Milliarden Mark gesteckt wurde. Von Anbeginn ist übrigens die Inanspruchnahme der Reichsdarlehnskassen nie so stark gewesen wie gemeinhin erwartet worden war: daß der Kreditansturm auf der ganzen Linie überschätzt wurde, ergibt sich auch daraus, daß viele Kriegskreditkassen, die zumeist von Handelskorporationen in Verbindung mit Staats- und Stadtverwaltungen eilig gegründet wurden, nur eine sehr bescheidene Tätigkeit auszuüben in der Lage waren. Am Ende des Jahres, also in einer Zeit, in der sonst die Geldansprüche aller Kreise des Wirtschaftslebens besonders lebhaft hervortreten, konnte im Krieg die Reichsbank den Satz für Leihgeld von 6 auf 5 %, ermäßigen, eine Maßnahme, die durch die anhaltende Besserung der Geldmarktverhältnisse reichlich gerechtfertigt war. Mit 2,092 Milliarden Mark hat der Goldbestand der Reichsbank am 31. Dezember 1914 eine Höhe erreicht, wie noch nie zuvor, seit dem 1. Januar 1914 ist der Goldbestand um 922,8 und seit Ausbruch des Krieges um 839,6 Millionen Mark gestiegen, ein Jahr vorher konnte zum erstenmal ein Goldbestand von einer Milliarde verzeichnet werden. Auch der Notenumlauf war Ende 1914 mit 5045,9 Millionen Mark größer als jemals seit Bestehen der Reichsbank, doch der hohe Goldbestand deckte mit 51,5 % den Notenumlauf, während die Golddeckung Ende 1913 45,1 %, Ende 1912 30,8, Ende 1911 32,3 und Ende 1910 31,9 % betrug.

England hat nichts unversucht gelassen, um diese erfreulich gesunde Lage des deutschen Geldmarkts durch eine ganze Kette von Verleumdungen der deutschen Bankpraxis in das Gegenteil umzukehren. Rührig beteiligten sich an den Machenschaften die offiziellen Stellen, an der Spitze englische Minister, die in Versammlungsreden das dann weiter verbreitete Märchen in die Welt setzten, Deutschland habe die 5 Milliarden-Anleihe nur auf dem Umweg über die Darlehnskassen als *Papier* aufgebracht, also von den Zeichnern wenig oder gar kein Geld erhalten. Um den Ankauf von Kriegsanleihe zu erleichtern, sollte das Publikum nicht sofort gezwungen sein die ganzen Beträge aus Ersparnissen aufzubringen, die Reichsdarlehnskasse konnte die Kriegsanleihe mit 75 % beleihen, so daß Käufer immerhin die Möglichkeit

hatten Kriegsanleihe bei Aufwendung von 25 % der übernommenen Summe gegen Zahlung eines Zinssatzes von 6 % auf den geliehenen Betrag zu erwerben, während die Anleihe einen Zins von 5 % bringt. Nun sind, wie schon erwähnt, bis Mitte Dezember auf die Kriegsanleihe 4209 Millionen Mark, davon nur 729 Millionen auf Grund der von den Darlehnskassen beliehenen Kriegsanleihe eingezahlt worden; die gesamten von den Darlehnskassen ausgeliehenen Gelder stellten sich am Schluß des Jahres überhaupt nur auf 1317,2 Millionen Mark. Mithin haben die Zeichner der Kriegsanleihe von der Beleihungstätigkeit der Darlehnskasse, wie immer wieder amtlich festgestellt wurde, einen außerordentlich geringen Gebrauch gemacht. Um den Charakter der englischen Fälschungen aber richtig einzuschätzen, bedarf es der Kenntnis des Wesens der großen englischen Anleihe im Betrag von 375 Millionen Pfund Sterling, die der deutschen Kriegsanleihe folgte. Haben die Zeichner der deutschen Kriegsanleihe für den geliehenen Betrag von 75 % des Anleihebetrags an Zins 1 % mehr zu zahlen als ihnen der Anleihezins bringt, so erhalten die Zeichner der englischen Anleihe von der Bank von England Darlehen in voller Höhe des Anleihebetrags auf die Dauer von gleich 3 Jahren und brauchen dafür nur einen Zinssatz zu entrichten, der sich stets 1 % unter dem offiziellen Diskontsatz hält. Da unter Berücksichtigung des Rückzahlungsgewinns die englische Anleihe sich mit etwa 4,11 % verzinst, ergibt sich für die Zeichner bei dem gegenwärtigen englischen Diskontsatz von 5 % ein glatter Gewinn von 0,11 %; dieser Gewinn steigt mit dem weiteren Rückgang des Diskontsatzes, weil die Anleiheverzinsung selbst in ihrer Höhe unverändert bleibt. Auf diese Weise hat die englische Regierung, durch die Vermittlung der Bank von England, also gerade jene Anleihepolitik befolgt, die sie wider besseres Wissen dem Deutschen Reich nachsagte, um dem neutralen Ausland zu beweisen, wie schwach der deutsche Kapitalmarkt fundiert sei. Bemerkenswert ist dabei auch, daß Englands Kriegskredit nicht billiger als der Deutschlands ist; denn unter Anrechnung des den Anleihezeichnern ohne Aufbringung eigener Mittel gewährten Zinsgewinns, den die Bank von England zahlt, verändert sich die angebliche 3½prozentige Anleihe schon in eine 4½prozentige, durch den Rückzahlungsmodus steigert sich dieser Satz noch über 5 % hinaus.

Frankreich muß bei der Finanzierung des Krieges mit schier unermesslichen Schwierigkeiten kämpfen. Das reiche Land, zu dem noch bis vor kurzem die Finanzminister aller möglichen und unmöglichen Staaten pilgerten, um Geld zu bekommen, sieht sich genötigt den englischen Bundesgenossen um Anleihen anzugehen; es sollen französische Schatznoten im Betrag von 10 Millionen Pfund Sterling in England untergebracht werden. Sicher ist, daß die Deckung des französischen Kriegsanleihebedarfs auch nicht annähernd gelungen ist, die Genehmigung des 8 Milliarden-Kredits durch das Parlament blieb zu einem wesentlichen Teil auf dem Papier stehen. Falsch wäre die Behauptung, daß die ökonomische Kraft Frankreichs erloschen sei, unzweifelhaft aber ist ihre Unterbindung dank der Schröpfung, die Rußland seit Jahren an den französischen Finanzen vorgenommen hat. Auf mindestens 20 bis 25 Milliarden werden die in Frankreich untergebrachten Staats- und Eisenbahnpapiere geschätzt; für diese Riesensummen wird Frankreich selbst die Zinsen zahlen müssen, um Katastrophen vorzubeugen,

die wohl eintreten würden, wenn das französische Kleinrentnertum ohne Zinsen für seine russischen Papiere bliebe. Dazu kommt, daß für enorme Beträge südamerikanischer Papiere, die in französischen Händen sind, die Zinsen gleichfalls ausbleiben, was die Erregung in den Kreisen des französischen Bürgertums zu steigern noch geeignet ist. Durch die Geschäftsgepflogenheiten der französischen Finanz ist der Kauf des russischen Bündnisses durch Ströme von Milliarden außerordentlich gefördert worden. Vielleicht wäre der Zusammenschluß Frankreichs mit dem Zarenreich auf stärkere politische Schwierigkeiten in Frankreich gestoßen, wenn die französischen Finanzleute, deren politischer Einfluß sehr erheblich ist, in den Geschäften mit Rußland nicht eine überströmende Quelle von Gewinnen geschätzt hätten. Aus der Übernahme von Unmengen ausländischer Anleihen flossen fette Provisionen, um so fettere, je bedenklicher die Geschäfte waren; alle nationalwirtschaftlichen Erwägungen, die dagegen sprachen, blieben unbeachtet. Das veranlaßte die französische Finanz auch fernerhin die Beteiligung an einem stärkern Ausbau der heimischen Industrie abzulehnen. Es ist kein Zufall, daß dort, wo die französische Großindustrie, vornehmlich die Montanindustrie, in den letzten Jahren sich rege erhob, die entscheidende Kraft in der Anregung und Beteiligung deutschen Kapitals lag. Zwar neigt das französische Kleinrentnertum der Hergabe seiner Mittel für industrielle Unternehmungen nicht zu, aber die Finanz hat diese Tradition zum schwersten Schaden des französischen Landes in ihrem Gewinninteresse ausgenutzt.

Rußland hat nach dem Beispiel Frankreichs immer wieder die Notenpresse in Bewegung gesetzt, um die Kriegskosten aufzubringen, deren Höhe sich durch den gewaltigen Ausfall der normalen Staatseinkünfte noch weiter bedeutend steigert. Trotz der eigenen Finanznot wird Frankreich aus den schon erwähnten Gründen neuen russischen Geldansprüchen sich nicht ver sagen können, soweit es die Kräfte irgendwie zulassen. Durch die neuen Steuern, die Rußland projektiert, und seine inneren Anleihen läßt sich die Deckung des ungeheuren Geldbedarfs nicht erzielen, die Situation fordert von Tag zu Tag dringender den Weg nach dem Ausland zur Beschaffung neuer Anleihen. Mit der finanziellen Hilfsbereitschaft Englands hat Rußland bereits schwere Enttäuschungen erlebt. Nach langen Verhandlungen kam eine Anleihe von 12 Millionen Pfund Sterling zustande, über deren Bedingungen die Nowoje Wremja vom 12. (25.) November 1914 folgende Schilderung gab:

Der gesamte Handel und das gesamte Gewerbe, die zu Terminzahlungen nach dem Ausland verpflichtet sind, stöhnen, da infolge der Einschränkung unseres Exports auf unserm Geldmarkt keine ausländischen Wechsel zu erhalten sind, und der Ankauf der englischen Valuta für Verrechnung nur mit Gold möglich ist, das jedoch nirgends zu erhalten ist, da ein Einwechseln in Gold infolge des Krieges von der Reichsbank eingestellt worden ist. In dieser schwierigen Lage konnten wir das nötige Geld in sehr geringer Menge nur auf dem englischen Markt erhalten, unter für uns sehr beleidigenden Bedingungen. Es wurde uns zwar ein Kredit von nur 12 Millionen Pfund Sterling gewährt, jedoch allein unter der Bedingung, daß wir von unserm Goldvorrat 8 Millionen Pfund Sterling nach London abliefern. Diese 8 Millionen Pfund Sterling bleiben freilich zur Disposition unserer Regierung, aber schon das Verlangen ihrer Hingabe unter den gegenwärtigen Verhältnissen erscheint als eine Art beleidigender Anspielung darauf, daß wir im Fall eines weitem Bedarfs an Gold für ausländische Verrechnungen mit unseren eigenen Goldvorräten zahlen können. Doch England wird über lang oder kurz der für Rußland allein in Betracht

kommende Geldgeber sein, eine Stellung, die es den Verbündeten gegenüber nach bewährter englischer Methode rücksichtslos auszunutzen sich anschickt. Schon verlautete, daß die englischen Banken der russischen Regierung erklärten bei einer Anleihe von 500 Millionen Rubel einen Zinssatz von 6 % fordern zu müssen; sie verlangen außerdem die Stellung besonderer Sicherheiten, etwa die Verpfändung der Einnahmen aus dem Alkoholmonopol. Noch hat Rußland diese Zumutungen, die auf Stellung der russischen Finanzverwaltung unter britische Kontrolle hinausläuft, zurückgewiesen, aber es ist vielleicht nur eine Frage der Zeit, bis es sich unter dem Druck der Notlage dazu bereit finden wird die Bedingungen des Bundesgenossen zu schlucken.

Weder die Erschütterung des deutschen Geld- und Kreditwesens noch die Aushungerung des deutschen Volkes, zwei Faktoren, die in den englischen Kriegsberechnungen eine so große Rolle spielen, gelang oder kann unseren Feinden gelingen. Mit der glänzenden Gestaltung unserer Geldverhältnisse vollzog sich in einem stürmischen Tempo die *U m f o r m u n g d e r d e u t s c h e n I n d u s t r i e*. Die einschneidende Einschränkung unserer Exporttätigkeit konnte recht beträchtlich durch den Absatz auf dem Inlandsmarkt wettgemacht werden. Keineswegs handelt es sich dabei nur um die Arbeit für Heereszwecke. Wenn diese natürlich von ausschlaggebender Bedeutung ist, so ist auch die Nachfrage für Massenartikel des Zivilbedarfs infolge der günstigen Lage des Arbeitsmarkts und der dadurch bewirkten wirtschaftlichen Aufnahmefähigkeit der Bevölkerung nach den Einschränkungen der ersten Kriegswochen wesentlich gestiegen. Der hohe Stand der Technik und der nicht geringere Grad der Organisation bildeten die Voraussetzung für den Fortbetrieb unserer Industrie in allen ihren Zweigen. Dabei ergeben sich gerade in der Großindustrie, zum Beispiel im Bergbau, die empfindlichsten Einschränkungen nicht durch Absatzmangel sondern durch Mangel an *A r b e i t s k r ä f t e n*. So sehr die Kriegsbeschäftigung gegenwärtig das Brot der meisten Industriezweige bildet, die Gewinne, die von der Industrie aus der Kriegsarbeit gezogen werden, dürften vielfach zu hoch veranschlagt werden. An der verwerflichen Praxis sich durch maßlose Preissteigerungen aus Kriegslieferungen schnell zu bereichern nehmen, wie sich bisher übersehen läßt, neben Händlern nur gewisse Spezialzweige der Industrie teil. Auf den meisten anderen Fabrikationsgebieten ist bei an sich maßvoller Preispolitik eine Verteuerung der Produktion durch Neuanschaffungen, die schnell amortisiert werden müssen, zu berücksichtigen, weil sie nach Erledigung von Aufträgen ihren Wert für das beteiligte Unternehmen großenteils oder ganz verlieren; neben allgemein höheren Produktionskosten müssen ferner die Ausfälle des Friedensgeschäfts in Anrechnung gebracht werden, um ein klares Bild über die Kriegsrentabilität zu bekommen. Gezeigt hat sich, daß die hochorganisierten Industriezweige, die sicherlich auch zu verdienen verstehen, doch in ihren Gewinnansprüchen sich durchschnittlich weit mehr zu zügel wissen als jene Gewerbe, die erst in der Entwicklung zur Großindustrie begriffen sind und der Erziehung durch Organisationen entbehren. Die Ruhe, mit der die Neuorientierung der deutschen Industrie sich durchsetzte, ist auch mit das Ergebnis der starken Beteiligung von Aktiengesellschaften an unserm Wirtschaftsleben. In diesem Zusammenhang kann man von einem Sieg der Aktie

sprechen. Durch das Aktienwesen wird die Verteilung des Risikos unter Ausschaltung des persönlichen Unternehmers bewirkt, was jetzt mit dem Wegfall der persönlichen Angst vor den finanziellen Folgen des Krieges identisch ist. Viel objektiver als die meisten Einzelunternehmer stehen eben von vornherein die Leitungen der Aktiengesellschaften dem Wandel der Situation gegenüber, wozu schon beiträgt, daß die finanziellen Sorgen des Aktienbetriebs erheblich leichter zu tragen und zu regeln sind als die der privaten Firma.

Was dem deutschen Wirtschaftsbaue aber die breiteste und festeste Grundlage gibt, ist die glückliche Verteilung unserer Kräfte zwischen Industrie und Landwirtschaft. Ich glaube keine Störung des Burgfriedens zu begehen, wenn ich die Tatsache registriere, daß die Erstarkung der Produktionskraft unserer Landwirtschaft die Zahlung selbst eines hohen Preises wert gewesen ist und die Beibehaltung der Grundlagen einer Wirtschaftspolitik bedingt, die die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Kraft sichert. Nach den Erfahrungen des Krieges wird niemand mehr verkennen, daß die Stellung der Landwirtschaft nicht als Frage einer Erwerbsgruppe sondern als Angelegenheit der Nation zu behandeln ist. Was der Krieg in Gestalt der gesetzlichen Preisregulierung, der Kriegsgetreidehandels-gesellschaft mit ihren besonderen Zwecken usw. erzeugte, dürfte in den Tagen des Friedens nicht wieder spurlos verschwinden; diese Organisationsarbeit muß auf den Wegen verallgemeinert und vervollkommen werden, deren Richtung die Linien des auch von seinen Urhebern vergessenen Antrags Kanitz andeuten. Kein zweites industrialisiertes Land Europas würde wie Deutschland vermögen seine Stellung in Landwirtschaft und Industrie unabhängig von dem Ausland nach plötzlicher Unterbindung des Außenhandels in seinen wesentlichsten Teilen zu behaupten. Hierin liegt die Gewähr der Unbesiegbarkeit, umso mehr, wenn, wie es jetzt geschehen ist, dem unwirtschaftlichen Verbrauch unserer wichtigsten Nahrungsmittel durch einschneidende Zwangsmaßnahmen entgegengetreten wird.

XX ·
**EMIL KLOTH · WELTWIRTSCHAFT, KRIEG UND
 GEWERKSCHAFTEN**

MIT einfachen Verdammungsurteilen über den Krieg als solchen ist (diese Überzeugung dürfte jetzt wohl vorherrschend sein) auch für die Stellungnahme der Arbeiterklasse wenig getan. Ebenso wenig mit Schlagworten wie Kapitalismus und Imperialismus, denn Kriege hat es bekanntlich längst vor deren Existenz gegeben. Der Traum vom ewigen Frieden ist bisher eben leider nur ein Traum geblieben. Solange die Menschen widerstreitende Interessen haben, wird es auch Interessenkonflikte geben. Gewiß hegen wir alle die Hoffnung, daß eine Zeit kommen wird, da sie nicht mehr mit blutigen Waffen ausgekämpft werden; doch können wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß diese Zeit noch recht fern ist. Auch zum Zweck der Völkerverständigung ist es wertvoller dieser bitteren Wahrheit ins Auge zu sehen als sich bloßen Träumereien hinzugeben, denen dann ein um so unangenehmeres Erwachen folgen muß.

Anstatt nach den wirklichen oder vermeintlichen Anstiftern der Kriege zu

fragen, tut man besser ihren Ursachen auf den Grund zu gehen. Was soll das, wenn man den Arbeitern erklärt, dieser Krieg sei ein Krieg der herrschenden Klassen, des Kapitalismus, des Imperialismus, des Militarismus oder Gott weiß wessen sonst, wenn ihr eigenes Wohl und Wehe trotz alledem so tief von ihm berührt wird? Ein Weltkrieg wie der gegenwärtige, der die innige Verknüpfung der wirtschaftlichen und politischen Interessen so augenfällig zeigt, kann natürlich am wenigsten die Gewerkschaften, die Vertreter der wirtschaftlichen Interessen des Proletariats, gleichgültig lassen. Wie in dem Räderwerk einer Maschine, so greift in dem vielgestaltigen Mechanismus des modernen Staates eins ins andere. Keine seiner Funktionen läßt die Gewerkschaften vollkommen unberührt. Die auswärtige Politik schafft die Voraussetzungen für die innere und für die Sozialpolitik, ist also auch sowohl für die politische wie für die wirtschaftliche Arbeiterbewegung von der allergrößten Wichtigkeit. Von der Stellung der Gesamtnation in der Welt, der nationalen Wirtschaft in der Weltwirtschaft hängt auch die Stellung der Arbeiterklasse unter den übrigen Gliedern der Nation ab. Und da soll dieser Krieg, der die Existenz des deutschen Volkes bedroht, die deutschen Gewerkschaften nichts angehen? Die nationale Gemeinschaft stellt nach einem Ausspruch des gemordeten Jaurès ein Schatzkästlein der Kultur dar, die Muttersprache ist das vollkommenste Instrument für den Ausdruck unseres Fühlens, Denkens und Handelns, und deshalb haben wir auch als deutsche Arbeiter unser Vaterland und unsere politische Freiheit gegen das zarische Rußland, unsere wirtschaftliche Zukunft und damit unsere Kultur gegen das imperialistische England zu verteidigen.

Weltwirtschaft ist Lebensluft für die heutigen Großstaaten und für die Mehrzahl ihrer Industrien. Wir brauchen zur Konsumtion und Produktion Bedarfsartikel aller Art: Kaffee, Kakao, Tee, Reis, Tabak, Hölzer, Steine, Kupfer, Eisenerz, Kautschuk, Edelmetalle, Baumwolle und anderes mehr. Um die Schulden für jene Waren an das Ausland bezahlen zu können, müssen wir dagegen exportieren: chemische Produkte, Erzeugnisse der Elektrizitätsindustrie, Textilwaren, Maschinen, Kali, Bücher, Erzeugnisse der graphischen Industrie, Lederwaren usw. Das Anwachsen unserer Ein- und Ausfuhrziffern spricht in dieser Beziehung eine deutliche Sprache. Die Einfuhr Deutschlands stieg von 1872 bis 1913 von 4,59 auf 11,12 Milliarden Mark, die Ausfuhr im gleichen Zeitraum von 3,59 auf 10,18 Milliarden. Dadurch wird eine Entwicklung gekennzeichnet, die weder durch Theorien und abstrakte Ideologien noch durch Kongressresolutionen zurückrevidiert werden kann. Diese Entwicklung zum Weltwirtschaftsstaat befähigte Deutschland eine Bevölkerung zu ernähren, die von 1871 bis 1913 von rund 41 auf rund 67 Millionen anwuchs, und den Strom der Auswanderung nach und nach fast ganz zum Versiegen zu bringen. Deutschlands Lebensinteressen bedingen, daß es sich den Zustrom von Rohprodukten und Bedarfsmitteln sowie den Abfluß der Erzeugnisse seines Gewerbefleißes nicht verstopfen läßt. Läßt es sich diese Bedingungen seiner Existenz untergraben, so leidet auch die Arbeiterklasse darunter; vermehrte Arbeitslosigkeit ist dann ihr Schicksal, und unter dem Fluch permanenter Unterkonjunktur welken ihre Organisationen dahin oder sinken zu reinen Unterstützungskassen herab. Denn nur reger Handel und Wandel, blühende Industrien geben ihnen die Möglichkeit ihrer Hauptaufgabe: der wirtschaftlichen

Hebung ihrer Mitglieder, mit ungebrochener Kraft nachzugehen. Die Krisenzeiten haben uns darüber genügend belehrt.

Englands Politik, die von allen wesentlichen Schichten der englischen Bevölkerung unterstützt wird, läuft aber darauf hinaus Deutschlands Seegeltung zu zerstören, seinem wirtschaftlichen Vorwärtsschreiten Einhalt zu tun. Englands Kaperkreuzer durchfahren die Meere und fahnden nicht nur nach deutschen Handelsschiffen sondern auch nach denen der neutralen Staaten. Englische Gewerkschaftsführer fordern ihre Mitglieder auf deutsche Arbeiter aus ihren Stellungen zu verdrängen und im Bund mit den Unternehmern die deutsche Konkurrenz aus dem Weltmarkt auszuschalten. Der Sozialist Hyndman ruft den italienischen Sozialisten in einem offenen Brief zu, Italien solle seine Neutralität brechen, seinen bisherigen Bundesgenossen Deutschland und Österreich in den Rücken fallen und ihnen den Garaus machen. Der Vorsitzende der englischen Arbeiterpartei Barnes reist in Amerika umher, um gegen Deutschland Stimmung zu machen, und berichtet frohlockend nach England, man habe ihm in einer Funktionärerversammlung auf die Frage, auf wessen Seite die Sympathien der amerikanischen Arbeiter seien, entgegengerufen: »Es ist uns gleich, wer die Deutschen verprügelt; die Hauptsache ist, daß sie verhauen werden.« Englische Gewerkschaftsführer aller Berufe, an ihrer Spitze das Parlamentarische Komitee und die Generalkommission der englischen Gewerkschaften, halten Massenversammlungen im ganzen Königreich ab (mit Ausnahme von Irland, das im Lauf der Jahrhunderte, in denen es von England unterjocht und entvölkert wurde, einen richtigen Begriff von der englischen Demokratie bekommen hat), um die Arbeiter zum Eintritt ins englische Heer und zur Vernichtung des »preußischen Militarismus« aufzufordern. Man spricht vom »preußischen Militarismus«, aber man meint die deutsche Wehrhaftigkeit. Sollte es wirklich noch heute Arbeiter geben, die den von England proklamierten Kampf für die durch den preußischen Absolutismus bedrohte Demokratie ernst nehmen? England ist nur demokratisch gegenüber dem englischen Volk im engern Sinn, Irland und erst recht Indien, Ägypten und die vielen anderen Völker, denen der britische Löwe seine Pranken in den Nacken geschlagen hat, spüren nichts von der Demokratie. In seinem Referat über Imperialismus auf dem Chemnitzer Parteitag zitierte Genosse Haase auch den Amerikaner Morgan Schuster, der als Reformator der persischen Finanzen durch Rußland und England aus Persien hinausgedrängt wurde. Er sagte:

»Nur die Feder eines Macaulay oder der Pinsel eines Wereschtschagin könnten den rapiden Szenenwechsel wirksam schildern, der den Niedergang dieser alten persischen Nation begleitet, und bei dem zwei mächtige und angeblich christliche Länder ein treuloses Spiel treiben mit Wahrheit, Ehre, Anstand und Gesetz. Eines von ihnen zaudert sogar nicht die barbarischsten Grausamkeiten zu begehen, nur um zu seinen politischen Zielen zu gelangen und Persien jenseits aller Hoffnung zu stellen sich selbst zu regenerieren.«¹⁾

Nicht besser steht es mit dem Schutz der belgischen Neutralität durch England. Ich kann mich dabei auf die Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie, die Neue Zeit, berufen, die sicherlich nicht im Verdacht einer Animosität gegen England steht. Hier veröffentlichte der in England lebende Genosse Rothstein vor 3 Jahren einen Artikel über Englands auswärtige

¹⁾ Siehe das Protokoll des deutschen sozialdemokratischen Parteitags 1912 / Berlin 1912 / pag. 414.

Politik, aus dem hervorgeht, wie England schon lange vor der Invasion der *teutonischen Barbaren* bereit war die belgische Neutralität zu brechen, sobald dies seinen Angriffsplänen gegen Deutschland entsprach, aber auch weiter, wie England sich stets als den Herrn der Welt fühlte.²⁾ Nachdem Rothstein geschildert hat, wie England durch Versprechungen auf Länder, die nicht ihm gehörten, bald diesen bald jenen Staat seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte, fährt er fort:

»Der diesen diplomatischen Aktionen zugrunde liegende Gedanke war der, daß England eigentlich Anspruch auf alle *freien* Länder hat, mit denen es dann wie etwa ein Feudalherr seine treuen Freunde belehnen darf. »Obschon«, erklärte einmal der deutschen Regierung Lord Granville in bezug auf Kolonialerwerb in Afrika, »obschon die englische Herrschaft über keinen dieser Punkte proklamiert worden ist, wird die Verkündung eines Protektorats oder die Ausdehnung seiner Souveränität seitens eines fremden Staates von England als ein unfreundlicher Akt betrachtet werden.« Daher sein Groll, wenn irgendein Staat, selbst ein befreundeter, sich ohne seine Zustimmung koloniale Territorien aneignete, wie es Deutschland 1884 und später tat.«

Rothstein schildert dann weiter, wie England, weil es »Deutschland inzwischen als seinen gefährlichsten Rivalen betrachtete und nun die notwendigen Maßnahmen traf, um seine strategische Position zu stärken«, Deutschland beim Marokkohanndel mit Frankreich brüskierte, ihm beim Bagdadbahnprojekt Steine in den Weg zu wälzen versuchte, indem es das Schlußstück dieser Bahn am Persischen Golf, Koweit, unter sein Protektorat stellte, und wie es schon 1904 Delcassé militärische Unterstützung gegen Deutschland durch Landung von 100 000 Mann englischer Truppen in Schleswig-Holstein in Aussicht stellte:

»Anfang 1908, besonders nach der Zusammenkunft in Reval, galt es schon in weiten politischen Kreisen Englands als Axiom, daß ein Krieg mit Deutschland unvermeidlich sei... Einen andern Anlaß eines Konflikts gab der bekannte Zwischenfall mit den Deserteuren der Fremdenlegion in Casablanca. So erst wurde von der englischen Diplomatie der lächerliche Pressezank zwischen Frankreich und Deutschland genommen, daß die englische Regierung sich veranlaßt sah ihrem französischen Freunde 150 000 Mann für eine Landung in Belgien anzubieten... Die Gegensätzlichkeit der Tendenzen der englischen und französischen Politik trat besonders schroff bei dem jüngsten Marokkokonflikt zutage. Es ist hier nicht der Platz ihn ausführlich zu behandeln, um so mehr da noch manche Einzelheiten hier der Aufklärung bedürfen. So viel steht aber fest, daß der Konflikt nahe daran war zu einem Kriege zu führen, und daß dabei England Deutschland gegenüber energischer auftrat als Frankreich. In diesem wie in den zwei vorhergegangenen Fällen durchkreuzte Frankreich die Politik der englischen Regierung. Die [englischen] imperialistischen Cliquen konnten ihre Enttäuschung über die Erhaltung des Friedens gar nicht verbergen.«

Diese Ausführungen Rothsteins haben durch die Enthüllungen aus den belgischen Geheimarchiven im wesentlichen eine Bestätigung erfahren. Der jetzige Krieg ist also sehr wohl als ein lange geplanter und von England gewollter Angriffskrieg gegen Deutschland zu betrachten. Und die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat daher richtig gehandelt, als sie die Kriegskredite bewilligte. Sie kann überzeugt sein, daß die Arbeiterklasse ihre verständige Haltung billigt, ja als ganz selbstverständlich betrachtet, daß natürlich auch die Gewerkschaften sich diesem Urteil vollständig anschließen.

Der deutschen Sozialdemokratie, die aus Gründen der innern Politik stets im wesentlichen englandfreundlich empfunden hat, haben jetzt die Tatsachen des Krieges politische Aufklärung gebracht. Der Wandel der Zeiten wird

²⁾ Siehe Rothstein *Englands auswärtige Politik, in der Neuen Zeit, 1911-1912, 1. Band, pag. 518 ff.*

uns besonders deutlich, wenn wir uns erinnern, daß zum Beispiel Wilhelm Liebknecht 1900, kurz vor seinem Tod, in einer kleinen Schrift folgende Ausführungen gemacht hat:

»Gegen wen wollen wir auf dem Meere schießen? Wer greift uns denn an? England gewiß am wenigsten, es hat auch gar keinen Grund, uns anzugreifen. Das englische ist uns ein stammverwandtes Volk, politisch unser Lehrmeister, wie wirtschaftlich und staatlich uns weit voran, weil es vom Mittelalter bis heute eine ununterbrochene fortschreitende Entwicklung hatte, weil dort niemals die Junker-, Militär- und Polizeiwirtschaft zur Geltung gekommen ist, weil es stets Versammlungsfreiheit, Preßfreiheit, Volks- und Schwurgerichte hatte. England ist ein freies Land. England ist auch ein Land, welches seine Interessen kennt und wahrzunehmen weiß. Unsere Interessen stoßen nirgends mit den seinen feindlich gegen einander. Gegen Rußland wird England eines Tages kämpfen müssen, aber gegen Deutschland irgend zu handeln liegen für England keine Gründe vor. Im Reichstag machten wir wiederholt geltend, daß wir ja in einem europäischen Kriege England auf unserer Seite haben würden. England kann nicht dulden, daß Rußland und Frankreich (obschon das auch unwahrscheinlich ist) im Falle eines Krieges uns niederwerfen, es würde durch seine Lebensinteressen gezwungen sein auf unsere Seite zu treten. Also nochmals, wozu brauchen wir eine Flotte? Gegen die Macht, welche in jedem Falle auf unserer Seite steht? Das ist doch der helle Wahsinn.«¹⁾ Jetzt ist der »helle Wahsinn« zur Wirklichkeit geworden, nicht durch Deutschland sondern durch England. Denn England hat uns nicht nur den Krieg erklärt, sondern es ist auch nach den bekannten Auslassungen des belgischen Gesandten in Petersburg der Haupturheber des Krieges Rußlands und Frankreichs gegen Deutschland. Wilhelm Liebknecht, der nicht der erste beste in der Partei war sondern im Reichstag und auf den Parteitag das Ressort der auswärtigen Politik zu vertreten hatte, hat sich in diesem Fall furchtbar geirrt. Er sah gern alles im Licht seines jeweiligen politischen Zweckes. Sonst hätte er, der viele Jahre in England im Exil gelebt hatte, bei der Lobpreisung des »freien Landes« ohne »Militär- und Polizeiwirtschaft« sich erinnern müssen, daß in den Anfängen der Arbeiterbewegung in England jahrzehntelang eine Verfolgung herrschte, die den Maximen unter dem Sozialistengesetz in nichts nachstand. Richtig freilich ist, daß England ein Land ist, das »seine Interessen kennt und wahrzunehmen weiß«, daß es in mancher Hinsicht, namentlich eben in der Wahrnehmung seiner nationalen Interessen, noch »politisch unser Lehrmeister« sein kann. Auch auf den Gebieten der Weltwirtschaft und der Kolonialpolitik können wir viel von England lernen.

Das praktische England hat, allen früheren Prophezeiungen zum Trotz, die ihm ein Aufgeben oder den Verlust aller seiner Kolonien voraussagten, seinen Kolonialbesitz gerade in den letzten Jahrzehnten riesig vermehrt.²⁾ Und selbst K. Kautsky mußte anerkennen, daß England »in der Tat seinen Reichtum und die Höhe der ökonomischen Entwicklung, die es vor den anderen Nationen erklimmen, zu großem Teil seinem Kolonialbesitz« verdanke.³⁾ Rußland hat seinem Staatskörper fortgesetzt ungeheure Gebiete angegliedert, obwohl es dazu im kapitalistischen Sinn gar nicht gezwungen war, weil seine wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte noch lange nicht ausreichen, um seine bis vor hundert Jahren eroberten Länder und seine Stammlande industriell zu erschließen oder mit eigenen Industrieerzeugnissen zu versehen. Selbst Frankreich, das seit Jahrzehnten keinen Bevölkerungsüberschuß auf-

¹⁾ Siehe Liebknecht Weltpolitik, Chinawirren, Transvaalkrieg (Dresden 1900), pag. 10.

²⁾ Siehe Quessel Der Krieg und das britische Weltreich, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1164 ff.

³⁾ Siehe Kautsky Ältere und neuere Kolonialpolitik, in der Neuen Zeit, 1897-1898, 1. Band, pag. 777

weist, zeigt ein gieriges Verlangen nach immer neuen Kolonialerwerbungen in Asien und Afrika. Nordamerika kolonisierte unermessliche jungfräuliche Territorien, entriß Mexiko Kalifornien, Texas und Arizona und den Spaniern Kuba und die Philippinen. Japan annektierte weite chinesische Gebiete und beraubte Korea seiner Selbständigkeit. Italien versucht in Nordost- und Nordafrika ein Kolonialreich zu gründen. Sollte das wirklich nur eine Art Wahnsinn sein, von dem alle Völker befallen wurden? Oder entspringt nicht vielmehr dieser Expansionsdrang bestimmten ökonomischen Gesetzen, die in manchen ihrer Äußerungen und Wirkungen abstoßend erscheinen mögen, denen aber auch wir uns nicht werden entziehen können, wenn wir uns in dieser Welt erhalten wollen, die wir nun einmal nehmen müssen, wie sie ist? Verpflichtet uns etwa unser Parteiprogramm die Welt zum Schaden der deutschen Industrie und des deutschen Handels von anderen Völkern ruhig in Kolonien und Interessenssphären aufteilen zu lassen? Hat diese Aufteilung nicht den leicht erkennbaren Zweck unserm Handel die offene Tür vor der Nase zuzuschlagen? Sollten wir es gar dulden, daß Deutschland eingekreist, sein wichtigster Bundesgenosse, Österreich, aufgeteilt und dessen einzelne Landesteile der unersättlichen Eroberungssucht Rußlands und der Großmannssucht seiner balkanischen Satrapen preisgegeben werden? Sollen wir es ohne Gegenwehr mitansehen, wenn uns so die Sehnen unserer Kraft durchschnitten werden?

Gerade unser Parteiprogramm verpflichtet uns zur allgemeinen Wehrhaftigkeit gegen die Feinde unseres Vaterlands. Zwar sieht es auch »Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Weg« vor. Allein wenn das nicht gelingt, dann bleibt eben leider nur die ultima ratio der blanken Waffen. Daher sagen auch K. Kautsky und B. Schoenlank in ihren bekannten Erläuterungen zum Erfurter Programm richtig über die Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit:

»Der leitende Gedanke, welcher Umfang und Weise der Turn- und Kampfspiele bestimmt, ist die Erziehung der Bürger zur Wehrfähigkeit. Ein freies Volk muß verstehen die Waffen zu führen, seine kriegerische Tüchtigkeit ist ein Schutz und Schirm für den Frieden des Gemeinwesens. Schon dem Kinde ist die Auffassung einzupflanzen, daß niemand es verdient ein Freier zu heißen, der nicht die Waffen zu führen und mit seinem Blut für die Freiheit einzustehen und für sie zu sterben weiß. Gilt es einen kecken Feind von der Heimat fernzuhalten, der Bürger, von Jugend auf in körperlichen Künsten geübt, im Waffendienst geschult, wird den eigenen Herd und den gemeinen Nutzen mit flammendem Eifer und wackerem Mute verteidigen. . . Das Volk, das für seine Rechte ficht, ist unüberwindlich, ist ihm die Spannkraft der Sehnen und Glieder nicht gelähmt und führt es die Waffen sicher und rasch.«⁶⁾

Diese Worte sollten sich jene Genossen vor Augen führen, die heute außer sich zu geraten pflegen, wenn unsere Jungen Krieg spielen oder die heranwachsende Jugend in Felddienstübungen zur Wehrhaftigkeit vorbereitet werden soll. Man gebe sich doch nicht dem naiven Glauben hin, daß durch irgendwelche Demonstrationen gegen den Krieg an sich die Welt unter den gegebenen Verhältnissen zum ewigen Frieden gezwungen werden könnte, und daß deshalb heute die Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit etwa schon überflüssig sei! Wer jene Programmforderung einmal anerkennt, der darf aber Gewehre und Kanonen, See- und Luftschiffe, Waffenübungen aller Art, ja selbst die Institution der Berufsoffiziere nicht grundsätzlich verwerfen. Denn selbst das Milizsystem würde alle diese für den modernen Krieg nun

⁶⁾ Siehe Kautsky und Schoenlank Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie /Berlin 1907/, pag. 38.

einmal notwendigen Dinge durchaus nicht überflüssig machen; bei wirklich allgemein durchgeführter Wehrhaftigkeit würde es sie vielleicht sogar in noch größerm Maß erfordern. Wie sähe es jetzt um Deutschland aus, wenn seine Wehr nicht auf voller Höhe stände? Hätte etwa die Demokratie Englands das deutsche Volk beschützt? Auch keine internationale Solidarität der Arbeiterklasse wäre dazu imstande gewesen. Nicht allein ist die Macht der Arbeiterklasse ja in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene, vor allem hat es sich gezeigt, daß auch in den Herzen der Arbeiter das Gefühl für die nationale Gemeinschaft weit stärker ist als viele Genossen angenommen haben. Und nicht nur in den Ländern, die jetzt im Krieg gegen uns stehen, hat die Arbeiterschaft eine sehr feindliche Stimmung gegen Deutschland gezeigt, sondern leider auch bei den Neutralen. Meine Erfahrungen als internationaler Berufssekretär meines Gewerbes gaben mir leider Gelegenheit diese feindselige Stimmung in zahlreichen gewerkschaftlichen und sozialistischen Blättern des Auslands zu verfolgen. Es liegt mir fern deshalb gegen unsere ausländischen Genossen einen Vorwurf zu erheben; sie alle glauben der Sache ihrer Nation zu dienen. Ich konstatiere nur eine Tatsache, die alle die deutschen Genossen mir bestätigen werden, die jetzt Föhlung mit dem Ausland haben.

In dem jetzigen Weltkrieg hat die Arbeiterklasse eines jeden Kulturlands, der kriegführenden wie der neutralen, die Sache ihres Volkes zu der ihrigen gemacht. Die politische Vertretung der deutschen Arbeiterklasse, die sozialdemokratische Partei, hat diese nationale Solidarität am 4. August und am 2. Dezember 1914 durch die Abstimmung ihrer Reichstagsfraktion bekundet. Sie kann sicher sein, daß die wirtschaftliche Vertretung der deutschen Arbeiter, die Gewerkschaften, ganz und ohne Vorbehalt auf der selben Seite steht. Neben dem Volksempfinden beherrscht sie das Gefühl der Verantwortung für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands. Die deutschen Gewerkschaften kämpfen um ihr Leben und um ihre Aufgaben, wenn sie für die Sicherung der wirtschaftlichen Weiterentwicklung des deutschen Volkes kämpfen.

XX
EDMUND FISCHER · KRIEGSFÜRSORGE UND ARMENWESEN



OHL an 20 Millionen Einwohner Deutschlands, etwa drei Zehntel der Bevölkerung, werden während des Krieges vom Staat, von den Gemeinden und freien Fürsorgeorganisationen erhalten: die im Feld und Etappendienst stehenden Soldaten und deren Familien sowie die Arbeitslosen, Männer, Frauen und Kinder. Diese Fürsorge ist keine Armenpflege, auch die Unterstützung der Arbeitslosen soll nicht als Armenunterstützung angerechnet werden. Aber ihr Einfluß auf das Armenwesen wird eine geradezu umwälzende Wirkung haben müssen.

Nicht in der gesetzmäßigen mechanischen Weise wie in der Sozialversicherung vollzieht sich die Kriegsfürsorge, sondern individualisierend wie in der Armenpflege. Hunderttausende von Männern und Frauen jeden Alters sind ununterbrochen tätig die Bedürftigkeit und die Bedürfnisse der Unterstützungsberechtigten zu ermitteln. Nach diesen Feststellungen werden die

staatlichen, kommunalen und privaten Geldunterstützungen bestimmt und die sonst noch zur Verfügung stehenden Mittel, Naturalien, Kleidung usw., verteilt. Die in der Fürsorge Tätigen haben Millionen von unterstützungsbedürftigen Familien aufgesucht und deren Lebensverhältnisse kennen gelernt, sie gehen heute noch von Haus zu Haus und werden mit sozialen Zuständen vertraut, die sie nie gekannt haben; oder sie sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Fürsorgeausschuß tätig; oder sie bereiten Speisen für die Hungrigen, nehmen sich der Obdachlosen an und dergleichen mehr. Die meisten von ihnen haben vor dem Krieg weder im Armenwesen noch sonstwie in Fürsorgeorganisationen gewirkt und sind auch nicht in der Sozialversicherung tätig gewesen. Nun auf einmal sind sie für eine öffentliche Wirksamkeit gewonnen und geschult worden, die nicht vorübergehender Art sein kann, jedenfalls aber nicht sein sollte.

Nach dem Krieg werden selbstverständlich auch die Kriegsfürsorgemaßnahmen wieder verschwinden. Aber bleiben wird der soziale Geist, der in der Kriegsnot zutage getreten und gestärkt worden ist. Dieser soziale Geist, das soziale Denken und Empfinden, ist nicht etwa erst vom Krieg geschaffen sondern nur zur Betätigung gedrängt, ausgelöst worden. Eine jahrzehntelange sozialistische Beeinflussung hat ihn erzeugt, auch in Schichten, die außerhalb der sozialistischen Bewegung stehen. Gesellschaftliche Voreingenommenheit, überlieferte Anschauungen und Gesetze, Kasten- und Klassendünkel haben seiner Wirksamkeit Schranken gezogen; der Krieg aber hat diese mit einem Schlag zertrümmert. Nur wenige Kommunen hatten bereits vor dem Krieg auch Frauen mit beratender und beschließender Stimme zur Mitarbeit im Armenwesen zugelassen. Und in der Regel wurde in solchen Fällen nach bestimmten Grundsätzen oder, besser gesagt, Voreingenommenheiten eine sorgfältige Auswahl getroffen. Arbeiterfrauen wurden nur in den seltensten Ausnahmen herangezogen. Überhaupt wurden Arbeiter im Armenwesen nur relativ wenig beschäftigt. Nun sind im ganzen Deutschen Reich Hunderttausende von Frauen aus allen Gesellschaftsklassen neben Männern aus allen Klassen und Parteien in der Kriegsfürsorge tätig und nehmen an wichtigen Entscheidungen und praktischen Arbeiten teil, zu denen bisher nur bürokratische Schulung oder Wohlhabenheit und vor allem Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht die Befähigung und Berechtigung verleihen konnten.

Diese Errungenschaft kann die kommende Friedenszeit nicht wieder völlig auslöschen. Denn sie ist etwas in langer Entwicklung Gewordenes, für die der Krieg nur die Wege geebnet, die Hindernisse beseitigt hat. Kriegsfürsorge und Armenwesen haben sich auch bereits in einander verschmolzen. Daraus erklärt es sich, daß seit Beginn des Krieges die Zahl der Ortsarmen stark zurückgegangen ist, während gleichzeitig die kommunalen Armenausgaben ungeheuerlich gewachsen sind. Die Fürsorgeausgaben werden eben zu einem bestimmten Teil im Kapitel Armenausgaben gebucht. Der soziale Geist, der die Kriegsfürsorge leitet, durchdringt aber auch das Armenwesen. In einer ganzen Reihe von Kommunen wurden in der Kriegsfürsorge alle Personen, die bisher in der Armenpflege gewirkt haben, mit der Feststellung der Bedürftigkeit der Familien von Kriegsteilnehmern grundsätzlich nicht betraut, um zu verhindern, daß die alten Gepflogenheiten des Armenwesens, nach denen die Bedürftigkeit erst mit der Entblößung von jeglichen Mitteln

begann und bereits da endete, wo die unterste Stufe der Lebensmöglichkeit gegeben ist, auch in der Kriegsfürsorge zur Anwendung kommen. Die neuere, die soziale Auffassung der Bedürftigkeit muß sich nun auch, nach der Verschmelzung von Fürsorge und Armenpflege, dauernd im Armenwesen einbürgern, wofür übrigens die Hunderttausende von Personen, die zurzeit in der Kriegsfürsorge tätig sind und nach dem Krieg die besten Helfer im Fürsorgewesen sein können und werden, eine Gewähr bieten.

Der lebendige menschliche Geist, nicht die toten Buchstaben der jeweilig bestehenden Gesetze, gibt dem Armenwesen das Gepräge. Die ökonomische Entwicklung ist auf die Entwicklung des menschlichen Geistes zwar von Einfluß, aber sie ist nicht dessen Erzeuger. Die ursprüngliche christliche Lehre gebot den Armen zu helfen; das Almosengeben war den Christen ein Gottesdienst. In der Blütezeit des Mittelalters, wo der christliche Geist zur höchsten Ausbildung gekommen war, hatte sich deshalb auch eine weitgehende Armenpflege herausgebildet. Diese bestand keineswegs nur im Verabreichen von Almosen an einzelne Bettler sondern führte auch zur Gründung von Organisationen, die sich die Pflege gegenseitiger Hilfe und die Unterstützung von Armen zur Aufgabe machten, zur Errichtung von Findelhäusern und dergleichen. Die Reformation machte die Arbeit zum Gottesdienst, und die Armut wurde eine Sünde, ein Verbrechen. In den protestantischen Ländern verfiel die Armenpflege am ersten und am gründlichsten; hier entstanden auch die drakonischen Gesetze gegen die Bettler. Die Armen wurden der Polizei überliefert. Heute noch ist in den meisten deutschen Staaten nach dem Gesetz die Armenpflege eine Polizeisache. Die Polizeibehörde ist in Sachsen die eigentliche Armenbehörde. Auf polizeilichem und gesetzlichem Weg entwickelte sich die neuere Armenpflege in England und in Deutschland, während sie in den katholischen Ländern mehr freien Organisationen überlassen blieb, die eine Weiterbildung der frühern Armenpflege darstellen. Die neueste Entwicklung, die sich unter dem Einfluß des sozialen Geistes (und das ist der sozialistische Geist) vollzieht, führt zur zweckmäßigen Verbindung der beiden Tendenzen, der gesetzlichen und der freiorganisierten Fürsorge: zur modernen Sozialpolitik und der solidarischen Hilfe, die die Armenpflege ablösen. Auch die kommunale Armenpflege entwickelte sich mehr und mehr zu einer kommunalen Sozialpolitik, neben der sich freiorganisierte Fürsorgeeinrichtungen und Organisationen herausbilden: Vereine für Säuglingsfürsorge und Kinderschutzvereine, Trinker- und Tuberkulosefürsorgeverbände, Wöchnerinnenheime usw. Die Kriegsfürsorge hat nun viele Hindernisse beseitigt, die einer weitem Entwicklung im Weg lagen. Sie hat aufgeräumt mit den Voreingenommenheiten auf beiden Seiten.

Ein gutes Beispiel dafür, daß in der Armenfürsorge es weniger auf das Gesetz als auf den Geist ankommt, aus dem heraus die Menschen wirken, zeigt die Darstellung des schweizerischen Armenwesens, die Dr C. A. Schmidt und Pfarrer A. Wild in zwei kürzlich von der Ständigen Kommission der schweizerischen Armenpflegekonferenzen herausgegebenen starken Bänden bieten.¹⁾ Selbst in dem demokratischen und sozialistischen Kanton Zürich ist noch das längst überlebte Armengesetz vom Jahr 1853 in Kraft. Trotzdem ist die

¹⁾ Siehe Schmidt und Wild Das gesetzliche und organisierte freiwillige Armenwesen in der Schweiz / Zürich 1914 / .

Armenpflege dort gut und in durchaus modernem Geist. Der Kanton Genf besitzt überhaupt kein eigentliches Armengesetz, wie bis vor kurzem Solothurn und heute noch Appenzell-Außerrhoden. Nichtsdestoweniger ist die Armenfürsorge in dem allerdings sehr reichen Kanton sehr gut geordnet. Auch für die Ausländer, die 42 % der Totalbevölkerung ausmachen, wird gesorgt. In einigen Kantonen enthalten die Armengesetze die ungeheuerlichsten Bestimmungen. So kann im Kanton Luzern der Gemeinderat unterstützungsbedürftige Familien »jederzeit auflösen«. Das Armengesetz des Kantons Freiburg aus dem Jahr 1869 sieht harte Zuchthausstrafen und Zwangsdomizil auf viele Jahre für gewisse Verwarnungen vor usw. Wollte man nach den Armengesetzen das Armenwesen in der Schweiz beurteilen, so müßte man zu dem Urteil kommen, daß es an Rückständigkeit von keinem andern Land übertroffen werden könne. Auch in Deutschland sind noch Armengesetze in Kraft, die die Armut als Verbrechen erscheinen lassen. In der Praxis ist von diesen gesetzlichen Bestimmungen aber kaum etwas zu merken. Wo ein sozialer Geist herrscht, ist auch die Armenpflege gut ausgebildet. Sie vollzieht sich aber dann nicht bürokratisch sondern in solidarischer Mitarbeit der Bürger. In der Schweiz sind 16 % der Bevölkerung, in den schweizerischen Großstädten 35 %, 40% und mehr der ortsanwesenden Einwohner Ausländer. Ohne eine organisierte freiwillige Armenpflege ließe sich da eine alle umfassende Fürsorge nicht durchführen.

Die Kriegsfürsorge vollzieht sich in Deutschland, wie geschildert, unter Mitwirkung von Hunderttausenden, wenn nicht Millionen von Kräften aus dem Volk, Männern und Frauen aus den verschiedensten Schichten und Parteien. In vielen Gemeinden wird auch die staatliche und kommunale Unterstützung der Kriegerfamilien, zum Teil auch der Arbeitslosen, von Ausschüssen geregelt und vollzogen, in denen Männer und Frauen als Vertreter von Staat, Gemeinde und freien Organisationen zusammenwirken. Zahlreiche Gemeinden haben eine geregelte Arbeitslosenunterstützung eingeführt. Daneben wirken aber auch Vereine in der gleichen Richtung. Verwaltungskörperschaften und freigebildete Ausschüsse und Organisationen arbeiten gemeinsam an der einen Aufgabe, aus einem allen gemeinsamen sozialen Geist heraus. In dem Maß, in dem es gelingen wird diese Kräfte für die Fürsorgearbeiten auch nach dem Krieg zu verwenden, wird die Armenversorgung höhere Stufen erreichen, wird die bisherige *Armenpflege* auch dem Wörtlaut nach verschwinden, und an ihrer Stelle kann der soziale Geist eine soziale Kommunalpolitik in Verbindung mit einer freiorganisierten solidarischen Fürsorge entwickeln. Jedenfalls hat die Kriegsfürsorge den Boden geebnet, um diese Entwicklungstendenz nun allgemein zum Durchbruch kommen zu lassen.

XX
HENRIETTE FÜRTH · EIN BEITRAG ZUR BEVÖLKERUNGSPOLITIK



NSERE Volkswirtschaft ist durch den Krieg vor eine Reihe neuer Aufgaben gestellt worden, von deren Erfüllung Wohl und Wehe unseres Volkstums in weitem Maß abhängen. Auch für das, was wir heute nach Goldscheid als Menschenökonomie zu bezeichnen pflegen, sind mannigfache Probleme, wenn nicht aufgeworfen, so doch in das Licht einer ganz neuen Betrachtung gerückt worden.

Die Regierung hat der wichtigsten, sich in diesem Zusammenhang ergebenden Forderung, der des Mutterschutzes, dadurch Rechnung getragen, daß sie mit Wirkung vom 3. Dezember 1914 verfügt hat, daß einer bestimmten Kategorie von Wöchnerinnen ein Wöchnerinnengeld und eine Stillprämie bewilligt werden.¹⁾ Wir dürfen dieses Vorgehen als einen dankenswerten Anfang begrüßen. Dem Schutz der Mutterschaft und dem des frühesten Säuglingsalters muß sich der der Familien gesellen, die bei großer Kinderzahl nur über ein unzureichendes Einkommen verfügen.

Bis jetzt wurde in solchen Fällen die öffentliche oder private Armenpflege zur Hilfeleistung herangezogen. Das ist ein in doppelter Richtung bedenkliches Verfahren. Die Armenpflege, auch die bestorganisierte und ebenso bestgeleitete, demoralisiert ihre Pflinglinge. Sie zermürbt ihr sittliches Rückgrat. Sie vermindert ihr Selbst- und Ehrgefühl und macht sie feige. Ein altes, wahres Volkswort sagt, daß der erste geschenkte Taler ein Loch in die Hand brenne. Diese Begleiterscheinung der Armenpflege ist ein einstweilen unvermeidbares Übel, das man hinnehmen muß, soweit es sich um alte, hilfsbedürftige Menschen oder um Lebensschwächlinge, Untaugliche, Arbeitsscheue oder sonstwie minderwertige Elemente handelt. Sie wird zum unmittlerbaren Unglück und zur ständigen Bedrohung sonst gesunder Volkskreise, sobald jemand genötigt wird die Armenpflege in Anspruch zu nehmen, weil er trotz redlichen Müehens nicht so viel erarbeiten kann, um aus eigener Kraft eine größere Familie zu ernähren. Auch in diesen Fällen hat bisher die öffentliche oder private Armenpflege eingegriffen. In den Akten der Zentrale für private Fürsorge befindet sich eine ganze Anzahl von Fällen, in denen die Berührung mit der Armenpflege einzig und allein dadurch herbeigeführt wurde, daß der Haushaltsvorstand außerstande war so viel zu erwerben, daß eine größere Familie damit hätte auskommen können. Ein Teil dieser Fälle erledigte sich mit der Zeit dadurch, daß die Kinder inzwischen heranwachsen und mitverdienen und so ein ferneres Eingreifen der Fürsorge überflüssig machten. Andere Familien aber kommen durch die Gewöhnung an die Armenpflege moralisch so herunter, daß sie dauernd in der Armenpflege verbleiben, während die erwachsenen Kinder sich, sobald sie irgend genug verdienen, vom elterlichen Haushalt lösen.

Alledem muß möglichst vorgebeugt werden. Daneben auch der Nötigung, daß gerade in kinderreichen Haushaltungen die daheim so unentbehrlichen Mütter (und sie sind jedenfalls so lange unentbehrlich, als das Erziehungswesen noch nicht sozialisiert ist) gezwungen sind durch Außenarbeit zum Familienunterhalt beizutragen. In all den Fällen, in denen die ehrliche Arbeit eines Mannes nicht ausreicht, um eine den Durchschnitt übersteigende Kinderzahl zu ernähren und zu erziehen, darf nicht die Wohltat sondern muß der Rechtsanspruch einsetzen. Das heißt aber, daß das unterhalb einer gewissen Grenze verbleibende Familieneinkommen bei einer die Zahl 3 übersteigenden Kinderzahl dadurch eine Erhöhung erfahren soll, daß von Staats wegen eine monatliche Rente von etwa 15 bis 20 Mark für jedes die Zahl 3 übersteigende Kind ausgesetzt und so lange ausgezahlt wird, als noch mehr als 3 erwerbsunfähige Kinder in einer Familie vorhanden sind.

Man wende nicht ein, daß das zu viel Geld kosten würde. Ganz von der

¹⁾ Siehe die Rundschau Frauenbewegung in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 42.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Frauenbewegung / Wally Zepler

Krieg und Frauenbewegung Im Kriegsjahrbuch des Bundes deutscher Frauenvereine schreibt Gertrud

Bäumer: »Jetzt fragt es sich: Machen die Erziehung und die Arbeit der Frauenbewegung die Frauen fähiger zu der riesigen Kraftprobe, die unser Volk im Augenblick geleistet hat? Wenn die Antwort auf diese Frage nicht unbedingt Ja lauten kann, so ist unsere bisherige Arbeit gerichtet und erledigt. Darüber kann es wohl nur eine Meinung geben. Denn wenn das Zukunftsideal, an das wir glauben und für das wir eintreten, sich nicht als lebendige erzieherische Macht auf jeder Etappe unseres Weges erweist, so sind wir ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Niemals war wie heute für uns eine Zeit unmittelbarer Bewährung, in der . . . nur die einfache, leibhaftige, allen Zweifeln entzogene Tat besteht.«

Es ist selbstverständlich, daß jeder menschliche Entwicklungsschritt sich da am merkbarsten zeigen muß, wo die bedeutendsten Ansprüche an Handeln und Sein der Menschen gestellt sind, und es bedarf gewiß keines Beweises, daß dieser Weltkrieg für Männer wie für Frauen solch eine Probe höchster Bewährung ist. So wie die Frage hier formuliert wird, bedurfte sie auch schwerlich einer Antwort. Es sähe schlimm um die innere Wahrheit und die geschichtliche Notwendigkeit der Frauenbewegung aus, wenn heute noch unter ihren Anhängern ein Zweifel darüber bestehen könnte, ob sie das weibliche Geschlecht zu höheren Leistungen geführt, sein Pflicht- und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Ganzen gehoben hat. Dagegen könnte man fragen: Hat die Frauenbewegung schon tief genug eingewirkt, hat sie schon so breite Kreise erfaßt, sind ihre Ziele so in Sinn und Seele der Frauen gedrungen, die ihr nach außen nachleben, daß unser Geschlecht sich den unendlich ausgedehnten Aufgaben dieser Zeit voll gewachsen zeigt? Ein glattes Ja oder Nein läßt sich natürlich darauf nicht erwidern. Dazu bedurfte es zunächst einer einheitlichen Auffassung dieser Aufgaben selbst, die so wenig jetzt wie im Frieden existieren kann. Die einen wünschen auch heute nur, und vielleicht mehr

noch als sonst, daß die Frau nur die schweren Wunden des Krieges heile, daß sie dem furchtbaren Grausen des Schlachtfelds gegenüber Menschlichkeit und Mitleid aufrechterhalte und den starken Einfluß hausfraulicher Tüchtigkeit zur möglichst sparsamen Verwaltung der vorhandenen Nahrungsmittel geltend mache. Andere hegen umgekehrt die kühne Hoffnung, die Frau werde nun beweisen, daß sie in alle Stellen hineinrücken könne, denen der Krieg die notwendigen männlichen Kräfte entzogen habe, und durch den Zwang der Dinge werde sich so erst jetzt die ebenbürtige Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts enthüllen. Selbst der Wunsch nach dem Dienst im Felde brannte glühend in der Seele vieler Frauen. Sie beneideten die Männer tief um das Recht dieser größten Verpflichtung ihr Leben dem Vaterland preiszugeben und wiesen sehr ernst auf die Möglichkeit hin, daß die Zukunft ihnen auch diesen höchsten Gleichheitsbeweis noch bringen könnte.

Wie hat sich nun (darin läge ein erstes wirkliches Ergebnis) das Können der Frauen tatsächlich in den 5 Kriegsmonaten gezeigt? Meiner Ansicht nach haben sich genau die Erwartungen erfüllt, die ruhige Beobachter von vornherein nur hegen durften. Denn einen so wilden Umsturz nach außen in manchen Köpfen der Krieg zu erzeugen schien: jeder sachlich Denkende mußte wissen, daß auch in außergewöhnlicher Zeit die Menschen nur die Kräfte verausgaben können, die, wenn auch schlummernd, in ihnen liegen. Die Frauen konnten nicht plötzlich bedeutende Ingenieure, Bankdirektoren oder Fabrikleiter werden, wenn sie es vorher nicht waren; sie konnten nur die Fähigkeit zu fachlicher Arbeit, die soziale Schulung, die sie langsam in einem halben Jahrhundert der Frauenbewegung entwickelt oder gewonnen hatten, in den Dienst der großen Gegenwartsaufgaben stellen. Selbst von den Gegnern der Frauenbewegung dürfte kaum bestritten werden, daß auf den Gebieten sozialer Hilfsarbeit im weitesten Sinn Frauen überall während des Krieges tüchtige Leistungen boten. Sie schufen innerhalb kürzester Zeit eigene ausgedehnte Hilfsorganisationen in verschiedenster Form (die im einzelnen später noch einmal genauer zu würdigen sein werden),

stellten für kommunale und private Aufgaben aller Art Tausende von Kräften bereit und führten, wie wohl allgemein anerkannt wird, die Pflichten, die sie übernahmen, mit Ernst und Ausdauer durch. Auch die Vertreter der kommunalen Behörden, besonders in den großen Städten, betonten wiederholt, daß den ungeheuer gesteigerten Anforderungen der Kriegszeit an die Wohlfahrtspflege und die kommunale Tätigkeit ohne die ausgedehnte Mithilfe der Frauen gar nicht hätte entsprochen werden können. Es hat sich, wie immer von neuem hervorgehoben werden muß, hier in schärfster Beleuchtung gezeigt, ein wie schwerer Fehler es im Interesse des sozialen Ganzen ist, daß die starke Begabung des weiblichen Geschlechts für jede Form kommunal-sozialer Arbeit in Friedenszeiten so wenig ausgenutzt und die lebendige Anteilnahme der Frauen am öffentlichen Leben so auch auf ihrem eigenen Wirkungsgebiet künstlich brachgelegt wird. Wie der Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation mit Recht annimmt (er fürchtet natürlich diese Folge), dürften die Erfahrungen des Krieges der Forderung des Kommunalwahlrechts für die Frauen einen bedeutenden Anstoß geben. Damit allein darf indes die Wirkung der Kriegszeit auf die Frauenbewegung durchaus nicht erschöpft sein. Weit ernstere und weiterdringende Probleme werden von neuem in uns lebendig, Probleme, die freilich nicht das weibliche Geschlecht allein, vielmehr unsere Allgemeininteressen: Nation, Partei, die gesamte soziale Entwicklung, berühren. Ist die Philosophie des Staatslebens eine andere für das weibliche als für das männliche Geschlecht? Soll die Arbeit im Dienst der Öffentlichkeit, wie sie die Frau jetzt leistet, soll selbst die Mitwirkung an der kommunalen Gesetzgebung nur eine Erweiterung der eigentlichen Frauentätigkeit, der mütterlich hauswirtschaftlichen Pflichten sein? Stellt auch die Berufsarbeit, die Millionen von Frauen heute ausüben, nur eine nützliche Ausfüllung der Lebensperioden dar, die vor und nach dieser eigentlichen Frauenleistung liegen? Oder hat sich die Frau in der Zukunft genau so mit ihrer Gesamtexistenz dem großen Organismus des Staatsganzen einzuordnen wie der Mann, soll auch ihr die Tätigkeit für die Gesellschaft zum Zentrum der Existenz werden, so daß sich Mutterschaft und Haushaltsführung nur als besonderes Moment in dieses sozial verknüpfte Le-

ben einwirken? Hier liegt durchaus nicht, wie man glauben könnte, nur ein theoretisches Problem vor, das für die Beurteilung gegenwärtiger Tatsachen gleichgültig wäre. Der Gegensatz beider Auffassungen wie der widerstrebenden Folgerungen, die sich daraus ergeben, prägt sich vielmehr auch in der Stellungnahme der Frauen gegenüber dem Krieg aus.

Mit wenigen Ausnahmen (zu denen unter anderen zum Beispiel die Zeitschrift *Die Frau* gehört) beruhte diese Stellungnahme auf rein ideologischen Betrachtungen. Die weiblichen Wortführerinnen gingen fast niemals auf die Ursachen dieses Krieges ein, sie erörterten auch nicht die besonderen politischen Gesichtspunkte, die etwa zur Vermeidung des Kriegs hätten führen können, sie sprachen sich vielmehr nur prinzipiell gegen den Krieg als solchen und für allgemeine Völkerverbrüderung auf Grund der Menschlichkeit aus. So erließ die britische Sektion des Internationalen Frauenrats (also gerade die Sektion des Landes, das den Krieg planmäßig vorbereitet und verursacht hat) durch Vermittlung holländischer Genossinnen einen Aufruf an die sozialdemokratischen Frauen Deutschlands, Österreich-Ungarns und Polens. »Wir sehen in diesem Krieg«, so heißt es darin, »der mit wilder Gewalt über uns hereingebrochen ist, den Ausbruch der Barbarei. Unsere Sache muß es sein dahin zu arbeiten, daß es das letzte Mal ist, daß der Militarismus die Arbeiter in den Tod treibt . . . Die sozialistischen arbeitenden Frauen Englands werden ihre ganze Kraft daran setzen, um für einen dauerhaften Frieden zu arbeiten, der in sich die Hoffnung trägt, daß es der letzte Krieg ist und die Geheimdiplomatie den Platz räumen soll einem europäischen Staatenbund, gegründet auf gleiches Bürgerrecht von Reich und Arm, von Mann und Frau, der uns aus dem Schiffbruch von heute rettet.«

Das soll freilich dem Geist internationaler Solidarität Rechnung tragen, der die Arbeiterklassen auch feindlicher Länder trotz aller nationalen Feindschaft mit einander verknüpft. Aber soweit diese Solidarität wirklich besteht und innere Berechtigung besitzt, bedarf sie nicht der Anlehnung an inhaltsleere Redewendungen wie die, daß »der Militarismus die Arbeiter in den Tod treibt«. Hat doch auch unsere sozialistische Presse jetzt oft genug die sarkastische Frage an die ausländischen

Deutschenhetzer gerichtet, was denn in Staaten allgemeiner Wehrpflicht dieser »Militarismus« eigentlich sei.

Ähnlich wie die englischen Genossinnen schreibt die Wiener Arbeiterinnenzeitung vom 3. November 1914: »Wir haben immer behauptet, daß, wenn die Frauen das Wahlrecht hätten und auf die Geschicke der Staaten Einfluß nehmen könnten, sie ihre Stimme für den Frieden und gegen alle Kriege erheben würden . . . Freilich wissen wir nicht, ob es den Frauen gelungen wäre den Weltkrieg zu verhüten, noch dazu, wenn man bedenkt, daß das österreichische Parlament gar nicht in die Lage kam zur Kriegserklärung Stellung zu nehmen; der § 14 aber hätte sich wohl auch der Beeinflussung durch weibliche Abgeordnete unterzogen. Jedoch erscheint es uns beachtenswert, daß überall, wo Frauen zu dem gegenwärtigen Krieg Stellung genommen haben, sie den festesten Friedenswillen bekundeten.« Der Artikel beschreibt dann eine internationale Friedensdemonstration der Frauen in New York und schließt mit der Bemerkung, daß der internationale Frauenstimmrechtsbund ein Manifest gegen den Krieg erlassen habe, das am 31. Juli der englischen Regierung und allen ausländischen Gesandtschaften zugestellt wurde.

Aus solch allgemeinen Frauenfriedensdemonstrationen dürfte man wohl richtig folgern, daß auch die Kundgebungen der Genossinnen nicht so sehr klarer sozialistischer Erkenntnis als einer gewissen, den Frauen oft noch naheliegenden Hinneigung zu politischer Phantasterie und sachlicher Urteilslosigkeit entspringen. Sehr ähnlich wie in den sozialistischen Aufrufen heißt es zum Beispiel in einer Botschaft deutscher Stimmrechtsvereine an den Weltbund für Frauenstimmrecht: »Wahres Menschentum kennt keinen Völkerhaß, keine Völkerverachtung. Frauen stehen wahrem Menschentum näher als die Männer . . . Wir grüßen uns . . . einiger denn je in dem Bewußtsein, daß nur, wenn die Frauen befreit sind und ihre Staaten lenken helfen, die Welt von der Wiederholung eines gleichen grausigen Erlebnisses verschont bleiben wird.« Gegen die sorglose Behauptung, daß Frauen wahrem Menschentum näher stehen als Männer, hat sich freilich selbst manche Leserin der Botschaft aufgelehnt. Aber auch der naive Glaube, das Frauenstimmrecht werde die Menschheit vor der Geißel solcher Völkerkriege bewahren, spricht doch für einen starken Mangel an

Denken und politischer Reife. Solange Führerinnen der Frauenbewegung Gefühlspolitik dieser Art treiben können, solange sie sich nicht für verpflichtet halten gleich jedem ernstesten männlichen Politiker die grundlegenden Probleme staatlicher Entwicklung mit ruhiger Sachlichkeit, ohne weibliche Gesichtspunkte, zu untersuchen, so lange tragen sie selbst am meisten dazu bei die Verwirklichung ihres eigenen Wahlrechtsstrebens, geschweige denn fernliegender politischer Ziele wie des Weltfriedens zu hemmen. Denn nicht oft genug kann man betonen: Nicht der ist ein Bahnbrecher geschichtlichen Fortschritts, der mit möglichst volltönenden Worten von goldenen Menschheitsträumen fabelt, sondern nur der, der in ernster Wirklichkeitsarbeit dazu beiträgt an realen, wenn auch langsamen Errungenschaften mitzuschaffen.

Und damit komme ich wieder zu unserm Ausgangspunkt. Wer Politik treiben will, muß im gesellschaftlichen Ganzen wurzeln. Noch haben die Frauen in der eigentlichen Politik so gut wie nichts geleistet. Sie verstehen meist noch nicht einmal, daß Politik nur wenig mit unseren Phantasie- oder Gefühlsbedürfnissen zu tun hat, daß sie nur auf genauer Würdigung der wirklichen gesellschaftlichen Stoßkräfte, auf geschichtlichen, volkswirtschaftlichen, gewiß auch volkpsychologischen Kenntnissen basieren kann. Sie verstehen das nicht (während es ja selbst simplere Männer verstehen), weil sie in ihrer Mehrzahl eben noch eine Einzel-, nicht eine gesellschaftliche Existenz führen. Zum erstenmal ist jetzt wohl einer großen Anzahl Frauen die Verpflichtung aufgedämmert sich eine Landkarte anzusehen, etwas über Ein- und Ausfuhr nachzulesen, sich mit alltäglichen politischen Begriffen zu befassen, deren Erörterung sie sonst als männliche Fachsimelei zu betrachten pflegen. Der Krieg hat, und das ist eins seiner segensreichen Ergebnisse, die Frauen geradezu mit dem Kopf darauf gestoßen, daß ihr Zusammenhang mit dem Volks- und Wirtschaftsganzen kein geringerer ist als der der Männer. Er hat sie plötzlich gelehrt, daß ihre nächsten Angehörigen ihr Leben für etwas einzusetzen haben, was ihnen bis dahin eigentlich unbekannt war: für den Staat. Er hat ihnen gezeigt, daß politische Artikel auch für sie geschrieben, die Reichstagsverhandlungen auch für sie geführt werden, daß von dem Wirtschaftssystem eines Landes, dem Geheihen seiner Landwirtschaft unter Um-

ständen die Entscheidung eines Weltkriegs abhängen kann. Und da er zugleich in der allgemeinen Erregung, die auch sie mitriß, diesem Staatsgefühl einen gewaltigen Empfindungsanstöß leiht, da er in der ausgedehnten Wohlfahrtsarbeit Tausenden, die bisher nur das einzelne sahen, den unzerreißbaren Zusammenhang jedes individuellen Schicksals mit dem Ganzen augenfällig demonstrierte, da er Tausenden in dieser Tätigkeit die innere Befriedigung erschloß, die mit jedem Wirken für die Gesamtheit verknüpft ist, wird er eine gewaltige Triebkraft für die Frauenbewegung werden. Frauenbewegung in diesem Sinn aber ist identisch mit Sozialismus: beider Wegziel ist das Leben im Ganzen.

× **Kurze Chronik** In Berlin wie in den meisten anderen großen Städten Deutschlands ist der Leitung der Kriegsorganisation der Frauen, des Nationalen Frauenendienstes, eine Mitwirkung in der kommunalen Kriegshilfsarbeit gewährt worden; in Berlin haben die Frauen Stimmrecht bei der Bewilligung der Arbeitslosen-, Miets- und Extrarunterstützungen; ebenso stellen sie je eine Vertreterin in den kürzlich eröffneten 10 Mietseinerigungsämtern. × Die Arbeitslosigkeit unter den Frauen, die im Beginn des Krieges eine erschreckende Höhe zeigte, hat im Lauf der letzten Kriegsmonate sehr bedeutend abgenommen. × Unter den zahlreichen Kriegsnotbestimmungen ist seit dem 3. Dezember auch für die Frauen von Krankenversicherungspflichtigen Kriegsteilnehmern, die innerhalb des letzten Jahres eine bestimmte Anzahl von Wochenbeiträgen geleistet haben, ebenso für selbst krankenversicherte Frauen eine staatliche, durch die Krankenkassen auszahlbare Wöchnerinnenhilfe gewährt worden. Sie umfaßt Entbindungskosten, Schwangeren- und Wöchnerinnengeld für 8 Wochen und Stillgeld für Selbststillende für 12 Wochen.

× **Literatur** In der von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen wertvollen Sammlung Das Weltbild der Gegenwart erschien als 5. Band Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart von Gertrud Bäumer. Das über 300 Seiten starke Buch gibt eine gute Orientierung über alles Wissenswerte in der öffentlichen Stellung der Frau. Es bringt nationale und inter-

nationale statistische Übersichten über die Beteiligung des weiblichen Geschlechts auf allen Arbeitsgebieten, Zusammenstellungen über die öffentlichen und sozialen Rechte der Frauen in den verschiedenen Ländern, kurze Darlegungen ihrer Daseinsweise in Haus und Familie wie in der Berufsarbeit der einzelnen Klassen, einen kritischen Rückblick über die Stellung der Parteien und geistig politischen Strömungen zur Frauenfrage und deren historische Wandlungen, endlich auch bei den verschiedenen Problemen eigene Meinungskundgebungen der Verfasserin. Die vielseitigen Themen können in den kurzen Abschnitten natürlich nicht erschöpfend behandelt werden, das Buch gewährt aber überall ein gutes und anschauliches Bild. Wohl bewußt ausgeschaltet ist jede subjektive Note, jeder persönliche Leidenschaftswille nach einer Richtung. Gleichwohl gibt Gertrud Bäumer in den großen strittigen Problemen des Frauenlebens auch ihre sehr bestimmt umrissene Meinung. Sie nimmt, wie überall, scharf gegen jede Strömung Partei, die sich die Ablösung der Ehe durch freiere Formen des Geschlechtsverkehrs zum Ziel setzt; sie spricht sich gegen alle die aus, die an eine allgemeine Berufsausübung der Frauen in der Zukunft glauben, sie entwickelt sogar bei allem Widerspruch gegen deren Ziele ein Verständnis der Anschauungen und Wünsche der konservativ denkenden Frauenrechtsfeinde, der Anbeter der *Naturverwandtschaft* der Frau, das mir zuweilen übers Ziel hinauszuschießen scheint. So, wenn sie einmal sagt: »Ist es nicht viel schöner, wenn die Frau in großartigem Vertrauen . . . ihr Schicksal dem Mann anvertraut und damit den Edelmut des Starken auslöst, der sie besser schützt als irgendein Recht? So etwas empfindet dieser ritterliche Konservatismus gegenüber der neuen Frau. Diese Empfindung; in die jede Frau, die nicht von Natur stumpfsinnig oder durch die Agitation vergrößert ist, sich hineinversetzen kann, ist der eigentliche innere Wert aller Feindseligkeit gegen die Frauenbewegung.« Mir scheint dies umgekehrt eine Empfindung, in der etwas Erniedrigendes, jener von den Angelsachsen geübten Vergottung des weiblichen Geschlechts Verwandtes liegt, das die unvergrößerte Frau mit einer gewissen Scham erfüllen muß. Im ganzen ist das Bäumersche Buch jedenfalls von kühler Sachlichkeit; das ist ein Vorzug für ein zur Information bestimmtes Werk.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Krieg und Biologie

Einer der wichtigsten Auslesefaktoren für menschliche Individuen auf der

einen, für Nationen auf der andern Seite ist der Krieg. Seine Wirkungen auf dem Gebiet der Individualzüchtung erfreuen sich aber bei Biologen und Sozialbiologen durchaus nicht der selben Wertschätzung wie seine Ausleseerfolge im Bereich der sozialen und kulturellen Kollektivorganismen, die mit einander im Kampf stehen. Schon Darwin hat in seiner Abstammung des Menschen die Bemerkung nicht unterdrückt, daß die massenhafte Ausrottung wehrhafter Männer unter Schonung der körperlich weniger vollwertigen Individuen eine »unnatürliche Änderung« der natürlichen Auslese sei, und von den heutigen Gesellschaftsbiologen sind unter noch viel schärferer Formulierung ihrer Gedanken Alfred Ploetz, Wilhelm Schallmayer und Rudolf Steinmetz zu der nämlichen Überzeugung gekommen. Ploetz, die Richtung untersuchend, in der sich die vom Krieg betriebene Individualauslese bewegt, stellt in seiner Schrift Die Tüchtigkeit unserer Rasse /Berlin, S. Fischer/ zur Kennzeichnung der Kriegswirkung geradezu den Begriff der Kontraselektion auf, Steinmetz sieht sich in seiner Philosophie des Krieges /Leipzig, Barth/ zu dem Eingeständnis genötigt, daß die durch den Krieg bedingte Individualauslese, besonders bei den hochentwickelten Völkern, schon lange mehr abwärts als aufwärts züchtet, und Schallmayer schließt sich in mehreren Essays den Vorgängern unbedingt an. Nicht immer freilich, meint Schallmayer, ist das so gewesen. »In vorkulturellen Zeiten und auch noch auf sehr tiefen Kulturstufen dürfte die Individualauslese im Krieg stark zugunsten der mit überlegenen leiblichen und geistigen Erbqualitäten ausgestatteten Individuen ausgefallen sein. Je mehr aber die Größe der kriegführenden Gemeinwesen, ihre soziale Differenzierung [und, fügen wir hinzu, die technische Vervollkommnung ihres Instrumentariums] zunahm, desto weniger hing für den einzelnen die Erhaltung oder Einbuße seines Lebens im Krieg von seinen persönlichen Qualitäten ab, desto kleiner wurde der Bereich und die Wirksamkeit der Individualselektion des Krieges.« Noch tiefer hat nach diesem Autor die moderne Verteilung des Militärdienstes in Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht die selektorisches Wirkung

gen des Krieges herabgedrückt. Während die physisch Tüchtigsten im Feld stehen und durch Strapazen, Kämpfe und Krankheiten dezimiert werden oder in großer Zahl siech zurückkehren, »hat die große Menge der wegen Untauglichkeit vom Kriegsdienst Befreiten Ruhe und Muße ihren wirtschaftlichen und sexuellen Interessen zu dienen und in der einen wie in der andern Hinsicht manches verlassene Nest zu besetzen. Unsere Wehrordnung verwandelt also alle Gebrechen, welche Militäruntauglichkeit ohne erhebliche Minderung der Erwerbsfähigkeit verursachen, zu generativen Vorzügen.« Was (mit der Zeit) an der militärischen Kraft dieser Völker sich rächen muß. Nur innerhalb der Feldzugsteilnehmer selbst glaubt Schallmayer mit einer günstigen Wirkung der auslesenden Tätigkeit des Krieges rechnen zu dürfen. Wenn auch die feindlichen Kugeln den Rüstigen wie den Schwächern töten, ja der Mutige und Ehrgeizige eher als der ein wenig Ängstliche den feindlichen Waffen zum Opfer fällt, hänge doch die Fähigkeit Strapazen und Entbehrungen zu überstehen, ebenso wie die Unempfänglichkeit für Seuchen zu einem nicht geringen Teil von einer günstigen körperlichen Erbkonstitution ab, und diese werde auch im modernen Krieg ohne Zweifel noch selektiert, so daß der Durchschnitt der ohne allzu großen Schaden aus einem Krieg hervorgehenden Teilnehmer die Mehrheit überragen dürfte. »Da jedoch [nach der Rückkehr] weder die kräftigeren noch die schwächlichen Kriegstauglichen so günstig gestellt sind wie es dank unserer Wehrordnung die hinter diesen beiden Kategorien im allgemeinen zurückstehenden Konstitutionen der Kriegsdienstuntauglichen von jeher waren, so kann diese auf die ganze männliche Bevölkerung ausgedehnte kulturelle Umkehrung der natürlichen Auslese offenbar nur zu einem kleinen Teil wettgemacht werden durch jene nur in viel engerm Kreis stattfindende Naturausslese zugunsten der sanitär widerstandsfähigeren Erbeinheiten.« Das heißt, es bleibt im Individualbereich eben doch bei einer vorwiegend kontraselektorisches Wirkung des Krieges.

Ganz anders scheint der Krieg an dem Kollektivmaterial zu arbeiten, das in Gestalt sozial und kulturell sehr bestimmt organisierter, um ihre Existenz und Ausbreitung ringender Völker und Völkergruppen seinem züchterischen Willen zur Sichtung vorgelegt wird. Die Untersuchung wird nun freilich sehr schwie-

rig. Denn sicher ist nur, daß der Sieg beim Mächtigsten ist. Aber welches sind die Mittel, die die Macht und damit die unbedingte kriegerische Überlegenheit sichern? Von Zeitalter zu Zeitalter und Kampfgruppe zu Kampfgruppe werden es andere sein, und nur so viel scheint festzustehen, daß gegenwärtig der Erfolg mehr denn je von der technischen, kulturellen und moralischen Ausrüstung abhängig ist, mit der eine Nation in den Krieg zieht. Die überlegene Gesamtausrüstung auf diesen Gebieten wäre es demnach, die ausgewählt wird. Diese braucht aber, wie besonders Schallmayer scharf betont, nicht notwendig Begleiterscheinung einer überlegenen »biogenen« Keimesausrüstung zu sein, wenn sie auch stets als Produkt einer übergeordneten kulturellen Begabung und damit als Erzeugnis eines wenigstens auf intellektuellem und sozialem Gebiet ausgiebig tüchtigen Gegners sich wird erweisen lassen. Alles in allem: Auch die Kollektivselektion des Krieges hat mit Zunahme der Kultur viel von ihrem früheren biologischen Wert eingebüßt. Trotzdem ist sie »noch von gewaltiger Bedeutung, indem sie die Ausbreitung der für Aneignung und Fortbildung höherer Kultur begabteren Menschenrassen zur Folge hat, stärker heruntergekommene Zweige derselben ausmerzt und so das Gesamtniveau der psychischen Begabung der Menschheit entweder erhöht oder doch vor dem Sinken bewahrt.«

Es lassen sich gegen die hier gegebenen Ableitungen mancherlei Einwendungen machen. Wahrscheinlich wird, um nur eines zu sagen, die kontraselektorisierende Wirkung des Krieges im Individualbereich und die biologische Schädigung, die der Volkskörper durch den Heldentod vieler seiner kräftigsten Männer erleidet, in ihrer Bedeutung überschätzt, wenigstens darf gesagt werden, daß jenes einwandfreie und umfassende Material, das allein so weittragende Schlüsse zu wissenschaftlicher Sicherheit erhärten würde, vorläufig doch noch ganz und gar nicht vorhanden ist. Auf der andern Seite scheinen mir die Mittel, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Sieg einer Nation bedingen, von den Sozialbiologen doch noch keineswegs hinreichend und scharf genug analysiert zu sein, als daß man ohne weiteres ihrer Meinung beipflichten könnte, daß der Krieg, »je mehr er an phylogenetischem Auslesewert verloren hat, um so mehr an kulturellem Zuchtwert gewonnen habe«.

Aber es liegt ja gar nicht in der Absicht dieses Rundschauabschnitts diese verwickelten Fragen klären zu helfen, sondern es sollte nur daran erinnert werden, daß auch zum Thema Krieg und Biologie eine gewisse Literatur schon vorhanden ist, die freilich Probleme mehr aufstellt als bewältigt.

× Weismann † Mitten im Krieg ist in Freiburg im Breisgau August Weismann gestorben, ein Biologe, dessen Namen in weite Kreise gedrungen ist, dank der eigenartigen Stellung, die er dem Entwicklungsproblem gegenüber schon in verhältnismäßig jungen Jahren gefunden und bis an sein Ende behauptet hat. Seine 3 ersten Lebensjahrzehnte allerdings gingen vorbei, ohne daß eine besondere Tatze zum Vorschein gekommen wäre, ja die Affinität seines Geistes zum eigentlich biologischen Wissenschaftskreis schien in jenen Jahren nicht eben groß zu sein. Am 17. Januar 1834 in Frankfurt am Main geboren, studierte er Medizin, doch war sein Lieblingsfach zunächst die Chemie; in diesem Fach promovierte er auch bei Wöhler, der damals in Göttingen lehrte. Vorübergehend klinisch in Rostock tätig, verschrieb er sich bei erster Gelegenheit seiner alten Liebe, wurde in Rostock Assistent am chemischen Laboratorium und kam 1858 mit einer Preisschrift über den Salzgehalt der Ostsee heraus. Sorgen um den Lebensunterhalt zwangen ihn auch diese Stellung rasch wieder aufzugeben und sich in seiner Vaterstadt Frankfurt als praktischer Arzt niederzulassen. Aber wiederum scheinbar nur auf der Lauer liegend, wie er sich am schnellsten dem Joch eines bürgerlichen Berufs, der ihm wenig zusagte, entziehen könnte, gab er nach einem Jahr die Praxis abermals auf und trat als Oberarzt ins badische Heer ein, weil es ihm verlockend erschien mit dieser Truppe an der Seite Österreichs in den Krieg gegen Italien und Frankreich zu ziehen und dabei ein Stück fremder Welt zu durchstreifen. Aber die süddeutschen Staaten blieben daheim, und Weismann war froh, daß er wenigstens in den Lazaretten Veronas Verwendung fand. Nachdem auch dieses Abenteuer mit einer Fußtour durch Oberitalien seinen Abschluß gefunden hatte, nahm er eine Stellung als Leibarzt bei dem österreichischen Erzherzog Stephan an, der auf Schloß Schaumburg an der Lahn seine Tage in größter Zurückgezogenheit hinbrachte. Hier erwachte in ihm das Interesse für Biologie und das

Bedürfnis gerade in diesem bisher ganz vernachlässigten Fach sich weiterzubilden. Der Erzherzog war generös genug ihn in seinen Wünschen zu unterstützen, bewilligte seinem Leibarzt einen mehrmonatigen Urlaub zu praktischen Arbeiten am Jardin des Plantes in Paris und einen weitem 2monatigen für ein zoologisches Praktikum an der Universität Gießen. Auf's Schloß zurückgekehrt, machte Weismann sich an Untersuchungen über die Insektenmetamorphose und wußte so viel Neues zu sagen, daß man ihm zur akademischen Laufbahn riet. Sie begann 1863 mit der Habilitation an der Universität Freiburg im Breisgau, deren Lehrkörper er nahezu 50 Jahre angehört hat.

Nun wäre natürlich recht fleißige mikroskopische Arbeit für den jungen Dozenten die Hauptsache und ihm selbst das Liebste gewesen. Aber da begann bereits die Tragik. Schon 1864 brach jenes hartnäckige Augenleiden aus, das ihn vorübergehend mehrmals beinahe erblinden ließ und bis an sein Lebensende nicht mehr von ihm gewichen ist. Unter solchen Umständen mußte die praktische Arbeit in den Hintergrund treten, der Geist zog sich auf sich selbst zurück, und Weismann entwickelte sich zu jener einäugigen polyphemischen Gestalt, die päpstlicher als der Papst (das ist in diesem Fall Darwin) die Lehre von der Allmacht der Naturzüchtung ersann, alle lamarkistischen Einschläge im Darwinismus zu vernichten und den auf vielen Füßen laufenden Entwicklungsgedanken dadurch zur Welteroberung fähig zu machen trachtete, daß er ihm alle Extremitäten bis auf eine abhieb. Die Einleitung dieser rein oder doch beinahe rein spekulativen Arbeitsperiode Weismanns bildete seine 1868 veröffentlichte Schrift über die Berechtigung der Darwinischen Theorie. Alle seine späteren Werke, von denen seine Schrift *Das Keimplasma, eine Theorie der Vererbung* /1892/, seine Aufsätze über *Vererbung* /1892/, *Die Allmacht der Naturzüchtung* /1893/, *Über Germinalselektion* /1896/, die Vorlesungen über *Deszendenztheorie* /1902/ und *Selektionstheorie* /1909/ die bekanntesten sind, könnte man paradox unter dem Gesamttitel *Über die Nichtberechtigung der Darwinischen Theorie* zusammenfassen, denn dieser sogenannte Ausbau der Deszendenztheorie lief auf eine glatte Ablehnung der sympathischsten Gedanken des großen Briten hinaus. Mit einer Hartnäckigkeit und Verrantheit, die blind an den Forschungsergebnissen anderer

vorüberraste oder höchstens groß in ihrer Umdeutung war, leugnete Weismann seinem rein dogmatischen Grundgedanken zuliebe grundsätzlich die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften, er verlegte die Variation, als ob damit für die Lösung des Problems nur das geringste gewonnen wäre, in die Tiefen des Keimplasmas und ließ es dort zu einem Kampf der Gene kommen, in dem als Generalfeldmarschall eben jener Zufall, der den Darwinismus fast unmöglich gemacht hatte, kommandierte. Kurz und gut: Weismann entwickelte sehr geistreiche und tüchtige Gedankengänge, die mir größtenteils so unsympathisch sind, daß ich darüber nicht weiter sprechen mag. Aber gerade durch seine Intransigenz hat er wie kaum einer die Biologie zu experimenteller Arbeit angeregt und so indirekt die Forschung in hervorragender Weise gefördert. Übrigens steckt in den genannten Schriften von Weismanns Lebensarbeit nur ein Teil. Er hat unter vielem andern wertvolle Untersuchungen über die Bedeutung der geographischen Isolierung für das Entstehen der Arten, über die Jungferzeugung, Eireifung, das Wesen der Befruchtung, die Unsterblichkeit der Einzelligen angestellt und nebenbei eine sehr schöne Abhandlung über Musik bei Tieren und beim Menschen geschrieben, ein Thema, das ihm bei seiner eigenen großen musikalischen Veranlagung besonders gut lag. Die Musik hat ihm auch das Mißvergnügen seines schweren Augenleidens leichter ertragen helfen. Es bleibt noch zu sagen, daß Weismann im Jahr 1874 zum ordentlichen Professor für Zoologie an der Freiburger Hochschule aufgerückt war, und daß er sein Amt bis vor 3 Jahren versah.

× Lang † ×
 Arnold Lang hat sich des freiwillig erbetenen Ruhestands nicht lange erfreuen dürfen; im Alter von nicht ganz 60 Jahren hat ein schweres Leiden den berühmten Zoologen der Züricher Universität plötzlich dahingerafft. Im Kanton Aarau geboren, studierte Lang in Genf bei Carl Vogt, dann bei Haeckel in Jena. Schon in seinen Studentenjahren führten ihn wissenschaftliche Reisen an die Nordsee, ans Mittelmeer und die Scillyinseln; unmittelbar nach seiner Promotion bezog er die frischgegründete zoologische Station in Neapel zu dauerndem Aufenthalt, um sich dem Studium der Lebewelt des Meeres zuzuwenden, wobei seine besondere Liebe den noch wenig erforschten niederen Tieren

galt. Als Frucht dieser Studien kam 1884 eine mächtige Monographie über die Strudelwürmer des Meeres heraus, und nun war es mit dem schönen Leben im Süden vorbei: Lang wurde von Haeckel als Mitarbeiter nach Jena berufen und 1886 Inhaber der dortigen Ritterprofessur für Phylogenie. 3 Jahre später folgte ein Ruf als Ordinarius nach Zürich, dem er um so lieber Gehör gab, als er nun in sein Vaterland zurückkehren konnte und ihm die Möglichkeit einer Distanzierung von Haeckel, dessen monistische Ideen, philosophische Sprünge und Kulturkämpferien durchaus nicht seinem Geschmack entsprachen, in höchstem Grad willkommen war.

In Zürich hat Lang seine Lebensarbeit vollbracht. Hier entstand sein in mehrere Sprachen übersetztes, grundlegendes Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbellosen, das bewundernswerte Gegenstück zu Gegenbaurs Wirbeltierbuch, hier gab er sich seinen berühmt gewordenen Studien über die Entstehungsweise und den Bau des Blutgefäßsystems hin, die ihn zur Aufstellung der Trophocoeltheorie führten, hier hat er auch seine langwierigen Experimente zur Vererbungsfrage gemacht. Die Erträge dieser fast 20jährigen Arbeit gedachte er in einem monumentalen Werk niederzulegen; aber er hat, wenige Wochen vor seinem Tod, nur noch das Erscheinen des 1. Bandes der Experimentellen Vererbungslehre erlebt.

Auf das Werk über Vererbung wird später noch zurückzukommen sein. Heute bleibt nur noch zu sagen, daß dieser unendlich fleißige Forscher, der neben seinem hellen, gesunden Menschenverstand ein tüchtiges Maß von Erfindungsgabe besaß, einer der glänzendsten Lehrer war, die je in zoologischen Hörsälen und Laboratorien zur Jugend gesprochen haben. Ich sage Gegenbaur, und der Kundige weiß genug. Ein paar praktische Semester bei Lang gehörten denn auch fast zur unerläßlichen Vorbildung eines künftigen Zoologen, in Deutschland rieten die Kollegen zu ihm zu gehen, in England oder Japan nicht minder. Seine organisatorische Begabung, die ihn zum glänzenden Methodiker machte, hat sich auch im öffentlichen Leben vielfach bewährt. So ist er beispielsweise als der eigentliche Schöpfer der neuen Züricher Universität zu nennen.

× **Kurze Chronik** Auf dem Schlachtfeld im Westen ist Dr. K. A. Haniel, Privatdozent für Geologie und Paläontologie an der

Universität Bonn, gefallen. × 78 Jahre alt starb in Erlangen der Physiologe Isidor Rosenthal, der der dortigen Hochschule seit 1872 angehört hat. Seine bekanntesten Werke beziehen sich auf die Physiologie der Muskeln und Nerven, die Wärmeregulierung des Körpers und die Physiologie des Atmungssystems. Er war Mitherausgeber des Biologischen Zentralblatts. × In Karlsruhe verschied, knapp ein Jahr nach seiner Zuruhesetzung, im Alter von 65 Jahren der langjährige Forstzoologe der dortigen Hochschule, Hofrat Otto Nüßlin. Die Biologie der forst- und fischereiwirtschaftlichen Tiere war sein hauptsächlichstes Arbeitsgebiet. × Der 80jährige ungarische Ornithologe Hermann ist in Budapest bei einem Gang über die Straße tödlich verunglückt. Er hat als erster die experimentelle Methode in die Vogelzugsforschung eingeführt.

× **Literatur** Wer findet in diesen schweren Zeiten zur Lektüre naturwissenschaftlicher Bücher die nötige Muße? Es sei darum hier nur angezeigt, daß Professor Bastian Schmidts im großen und ganzen ja recht gute und vor allem wirklich gemeinverständliche Schülerbibliothek /Leipzig, Teubner/ um folgende Bände vermehrt worden ist: Konrad Guenther Vom Tierleben in den Tropen; Walter May Große Biologen; Max Oetli Versuche mit lebenden Pflanzen. Die Theodor Thomassche Sammlung Der Naturforscher /Leipzig, Thomas/ brachte Georg Schlenkers Lebensbilder aus deutschen Mooren neu heraus. × In 3. Auflage ist aus Frechs Geologie der 3. Band, der sich mit der Arbeit des fließenden Wassers befaßt, bei Teubner in Leipzig erschienen. × Ein Essaybuch, das zu den Problemen der Variationen und ihrer Vererbung anscheinend nichts Neues zu sagen weiß, hat Axel Thierry Preyer unter dem Titel Lebensänderungen herausgebracht /Leipzig, Grieben/. × Plaßmanns Jahrbuch der Naturwissenschaften /Freiburg, Herder/, ein ausgezeichnetes Referatwerk über alle einzelnen Disziplinen, liegt mit dem 30. Band in abermals erweiterter Ausgabe vor.

Psychologie / Georg Chaym

Krieg und Psychologie Der kaum noch besonders zu betonende enge Zusammenhang zwischen Krieg, Kriegsbetätigung und unseren

seelischen Funktionen möchte vermuten lassen, es bestünde auch ein so enger Zusammenhang zwischen der Wissenschaft von jenen Funktionen, der Psychologie, und dem Krieg. So gewiß er bestehen könnte, so gewiß ist das bis jetzt leider nur in geringem Maß der Fall. Allerdings, an Betrachtungen über die Psychologie des Krieges und auch sogar an gewissem psychologischen Beobachtungsmaterial fehlt es nicht. Was aber müßte eine wissenschaftliche Psychologie des Krieges leisten? Was das Seelenleben des einzelnen Kämpfers anlangt, müßte sie uns darüber Aufschluß geben, bei welchen psychischen Funktionen durch den Krieg eine Steigerung, bei welchen eine Herabsetzung der Leistungen eintritt; wie es sich damit in den einzelnen Phasen des Krieges verhält, während der Mobilisierung, des Marschierens, der Schlachterwartung, im ersten Kugelregen, im Nahkampf usw.; ob und welche Alterationen bei komplizierten Tätigkeiten auftreten, zum Beispiel beim Schießen (siehe hierüber den Aufsatz Experimentelle Analyse psychischer Vorgänge beim Schießen mit der Handfeuerwaffe des Hauptmanns Meyer im Archiv für die gesamte Psychologie, 1911, 20. Band, pag. 397 ff.). Dem allgemeinen Interesse näher, und darum auch viel mehr beobachtet als jene intellektuelle Seite ist die des Willens, der Gefühle, der Affekte. Aus der Fülle der hier auftauchenden Fragen seien etwa erwähnt: die nach den Faktoren der Steigerung oder Minderung der Willensenergie, einer in der Kriegsliteratur besonders häufig erwähnten Erscheinung (Willensstarré könnte man sie nennen), des Verharrens bei einem Entschluß oder einer Handlung gegen den eigenen Wunsch. Auch die Analyse des Mutes und der Tapferkeit, mit ihren Gegensätzen, gehört hierher. Das Gefühlsleben insbesondere betreffen unter anderm Fragen nach Arten und Äußerungen der Spannungsgefühle, der religiösen Gefühle, der Sexualgefühle, der *Lust an der Grausamkeit*; hiermit im Zusammenhang die wichtigen Fragen nach der Verdrängung und Konversion der Affekte. Auch das, wie mir scheinen möchte, durchaus noch nicht ganz geklärte Problem des Kriegsgeschreis gehört hierher; inwieweit zum Beispiel ist es ein sich Luft Machen, worauf beruht seine Mut bringende Wirkung? Da der Kämpfende aber in Wahrheit nie allein ist sondern stets in mehr oder minder engem Zusammenhang mit der

Menge seiner Mitkämpfer steht, so regt sich sofort eine Anzahl massenpsychologischer Fragen; unter ihnen am interessantesten die nach dem Verhältnis von Führer und Geführten. An der Grenze der Psychologie liegen Fragen nach der Festigkeit der moralischen Gefühle, hinübergreifend in die Soziologie des Krieges, und die nach der gegenseitigen Beeinflussung körperlicher und seelischer Funktionen.

In die kriegspsychologische Betrachtung muß aber auch das Verhalten der zu Hause Gebliebenen hineingezogen werden, das natürlich hauptsächlich massenpsychologische Fragen anregt. Neben den bekannten Erscheinungen der Massensuggestion, unter denen übrigens manche, wie etwa die der *Herde* oder Ursprungspunkte, die der verschiedenen Verbreitungsart und Geschwindigkeit in den verschiedenen sozialen Klassen, die der Stärkung und Abschwächung des verbreiteten Inhalts, noch weiterer Aufklärung bedürfen (denn gar zu leicht ist man im allgemeinen geneigt sich bei solchen Einzelercheinungen mit der Sammelklärung Massensuggestion zu begnügen), neben jenen Erscheinungen also und in sie ohne weiteres nicht einreihbar ist zum Beispiel, wozu der Krieg so reichlich Gelegenheit gibt, das *psychische Schneeballsystem* bei der Verbreitung von Nachrichten, der Zug des einzelnen zur Menge und die oft auftretenden Absonderungstendenzen, die Verstärkung der sozialen Gefühle wohl zu beachten.

Teils gibt nun der Krieg den Anlaß allgemeinspsychologische Fragen aus der gegebenen Übersicht einer andern und dadurch vertiefenden Betrachtung zu unterziehen (etwa: Analyse des Muts, der Vaterlandsliebe, des Gefahrbewußtseins, massenpsychologischer Erscheinungen), teils gibt er selbst eigene Probleme (etwa die Stimmung der Kampfeserwartung, die psychische Wirkung des Feuerkampfs oder des Nahkampfs usw.); so ist denn der Krieg auch ein schmerzlicher Förderer der Psychologie.

Aber schon die vorhin gegebene, doch nur ganz summarische Übersicht kriegspsychologischer Probleme läßt vermuten, daß wir von dem Besitz einer wirklichen Psychologie des Krieges noch weit entfernt sind. Ja, es werden sich manche Fragen nur wenig, vielleicht gar nicht beantworten lassen. Denn, und das muß allen schnellen Versuchen gegenüber aus den Mitteilungen von Kriegsteilnehmern kriegspsycholo-

gische Schlüsse zu ziehen streng betont werden, der Krieg bietet aus leicht ersichtlichen Gründen der Selbstbeobachtung nicht gerade die günstigsten Bedingungen dar. Dabei aber lassen sich zwei einander widerstreitende Tendenzen deutlich verfolgen: einerseits prägen sich gewisse, besonders natürlich gefährliche Situationen dem Gedächtnis mit eminent starker Gewalt ein, andererseits ist die Erinnerung sehr starken Störungen ausgesetzt.

Unser kriegspsychologisches Wissen und im Zusammenhang damit die exakte kriegspsychologische Literatur ist nicht gerade groß. Natürlich finden sich verstreute psychologische Bemerkungen allenthalben in der kriegswissenschaftlichen Literatur, besonders viele in den Untersuchungen des französischen Militärs Henri Bonnal (*L'esprit de la guerre moderne*). Eigentlich wären nur zu nennen: F. Degot *Le tir en temps de paix et en temps de guerre* / Paris, Chapelot / (ein zweites, in den französischen Bibliographien angezeigtes kriegspsychologisches Werk Degots, betitelt *L'homme sur le champ de bataille*, war jetzt leider hier nicht aufzutreiben); ferner die Abhandlung eines italienischen Oberstleutnants über den Mut in der Schlacht. Aus dem 2. Teil des Degotschen Werkes sei hier wenigstens so viel erwähnt, daß Degot das Schießen auf dem Stand und im Gefecht aus psychologischen Gründen für ganz und durchaus verschieden hält. Er verwirft daher auch fast alle Schießkommandos im Gefecht, wegen der Ablenkung der Aufmerksamkeit; er behauptet auch nach Mitteilungen französischer Generäle (und im Gegensatz zu vielen jetzigen Kriegsberichten), daß die Angst jedes ruhige Zielen unmöglich mache und die Hauptursache der Munitionsverschwendung sei; das Schießen auf große Entfernung sei geeignet den Soldaten den Mut zu nehmen (?). Der erwähnte Aufsatz des italienischen Offiziers stützt sich, nach den Mitteilungen deutscher militärischer Blätter, auf die Aussagen von 2000 Soldaten des lybischen Feldzugs. Die meisten der Befragten gaben zu, daß sie anfänglich ein Gefühl der Angst nicht hätten überwinden können, auch jetzt hört man vielfach, daß oft von eigentlichem Mut kaum die Rede sein könnte. Die Wirkung des ersten Gefechts wird allerdings sehr verschieden geschildert: neben wirklicher Angst mit all ihren physiologischen Begleiterscheinungen bei anderen nur ein Erstaunen beim Säusen

der ersten Kugeln, die man nur hört, aber nicht sieht, dabei ein richtiges »erstauntes Mundaufsperrn«. Der Kampf selbst absorbiert so sehr alle Kräfte, daß schließlich jedes Bewußtsein der Gefahr schwinde. Andererseits sei das Beispiel des Vorgesetzten, besonders des Leutnants, von allergrößter Bedeutung; seine Ruhe oder Unruhe teile sich »mechanisch« den Mannschaften mit, jedes auch nur äußere Zeichen der Angst wirke »ansteckend«.

Steigern sich die psychischen Wirkungen des Krieges beim einzelnen so sehr, daß das Ausmaß der seelischen Funktionen sich nicht nur beträchtlich erweitert (was wohl mit allen der Fall sein wird) sondern den Charakter des Normalen vollkommen verläßt, so betreten wir eigentlich schon das Gebiet der Psychiatrie. Man hatte bei diesem Krieg eine besonders große Zahl psychischer Störungen erwartet; einmal wegen der furchtbaren Gewalt der jetzigen Kampfmittel, sodann wegen des Steigens der Zahl geistiger Erkrankungen schon im Frieden. Diese Befürchtungen scheinen sich nicht zu erfüllen, soweit man bis jetzt aus den veröffentlichten und privaten Mitteilungen der Psychiater sich ein Bild machen kann. Professor Bonhoeffer hat in einem Vortrag betont, man müsse bei der Zahl der psychischen Erkrankungen beachten, daß in Friedenszeiten die Heeresverwaltung jeden als Psychopathen Bekannten oder Verdächtigen zurückweise, was sich jetzt nicht ganz so streng durchführen lasse, so daß unter dem Einfluß der gewaltigen Anstrengungen dann später die psychopathische Veranlagung zum Ausbruch komme; besonders treten psychische Erkrankungen beim Landsturm auf, die aber wohl auch nicht eigentlich durch den Krieg verursacht sind, sondern deren Ausbruch der Krieg nur beschleunigt hat. Bonhoeffer bestreitet das Vorkommen eigentlicher Kriegspsychosen, das heißt reinpsychischer Erkrankungen, die nur durch den Krieg hervorgerufen worden sind. Doch stehen dem manche Mitteilungen anderer Psychiater entgegen; diese sprechen von reinen Angstpsychosen, von Depressionszuständen bei Verwundeten oder nach besonders schrecklichen Erlebnissen. Auch das Auftreten dauernder Wahnvorstellungen ist beobachtet worden.

Da es mir hier nur darauf ankam in den Hauptzügen eine Übersicht der vorliegenden Fragen zu geben, so ist von der Mitteilung konkreten Materials, wie es

die Tagespresse in Fülle bietet, abgesehen wonden. Die wirkliche psychologische Verwertung des vorliegenden Materials wird ja auch erst lange nach dem Krieg möglich sein. Dann aber wird nicht nur die Psychologie manche Bereicherung erfahren, sondern es wird auch umgekehrt sich immer mehr die Einsicht verbreiten, die Hauptmann Meyer in dem oben erwähnten Aufsatz so ausspricht: »Die Beschäftigung mit der experimentellen Psychologie und Pädagogik hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß diese Wissenschaften für die weitere Vervollkommnung des Wehrwesens künftig von großem Wert sein können.«

×
Lipps †

×
Der Münchener Psychologe Theodor Lipps ist gestorben, nachdem er sich längerer Zeit von seiner Lehrtätigkeit, die Külle übernommen hat, zurückgezogen hatte. Die Bedeutung Lipps' liegt weniger in der Auf- findung von Tatsachen und Gesetzen als vielmehr in seiner Fähigkeit der systematischen Durchdringung des vorhandenen Stoffes und in der Aufstellung vieltragender Prinzipien. Die Psychologie ist für Lipps die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung, die Lehre von den Bewußtseinsinhalten. Diese hat sie aber nicht nur zu registrieren sondern vor allem in einen Kausalzusammenhang einzuordnen. Ein solcher kann nicht zwischen den Bewußtseinsinhalten selbst oder dem unmittelbar Empfun- denen bestehen, sondern (und das ist der Kern der Lippsschen Lehre) in einem, diesem erst zugrunde liegenden »Re- alen«. Wie bei den physischen Er- scheinungen, zur Erklärung des Kausal- zusammenhangs eine ihnen zugrunde liegende Materie gedacht werden muß, so auch bei den psychischen Erschei- nungen ein dauerndes Substrat: die Seele. Die Frage nach dem Verhältnis von Seele und Gehirn liegt außerhalb der Psychologie. Es gibt nach Lipps keine unbewußten psychischen Inhalte, wohl aber unbewußte Vorgänge; aber die psychischen Vorgänge sind ihrer Natur nach stets unbewußt. Die Lipp- sche Psychologie enthält noch manches mehr oder minder offene Herbart'sche Element. Dazu gehört unter andern seine Lehre von der Konkurrenz aller psychischen Vorgänge mit allen gleich- zeitigen, dazu auch sein Intellektualis- mus. Vielleicht hängt damit innerlich auch sein Psychologismus zusammen, sein Bestreben die Psychologie in den

Mittelpunkt der Geisteswissenschaften zu stellen. So sind ihm Logik, Ästhe- tik, Ethik ihrer Wurzel nach psycholo- gische Disziplinen; die Ästhetik insbe- sondere gehört nach Lipps in die an- gewandte Psychologie. Er hat sich in der Ästhetik einen Namen gemacht durch Wiedereinführung und Vertiefung des, von den Romantikern stammenden Begriffs der Einfühlung. Seiner Psy- chologie und auch der seltsam eindring- lichen Sprache seiner Darstellung wohnte eine so große Werbekraft inne, daß man von einer Lippsschen Schule sprechen kann.

×
Kurze Chronik Aus der Abteilung Kind- und Schule auf der Buch- und gewerbeausstellung wird ein

Deutsches Schulmuseum in Leipzig hervorgehen. Die Stadtverwal- tung, Buchhändler, Gelehrte und Lehrer haben eine Vereinigung gebildet, der die städtischen Behörden trotz des Krieges 5000 Mark und die Räume einer Schule bewilligt haben. Hier wird vorläufig ein kleines Museum untergebracht wer- den. × Ein gleiches Museum wird dem- nächst auch Berlin in der dauernden Ausstellung für Erziehung und Unter- richtswesen erhalten, die das Zentral- institut für Erziehung und Unterricht aus der ihm überwiesenen Deutschen Unterrichtsausstellung und der Lehr- mittelsammlung des Schulmuseums der Stadt Berlin bildet (siehe diese Rund- schau, 1914, 2. Band, pag. 1046). Die Er- öffnung findet mit einer Sonderaus- stellung Schule und Krieg statt, zu der die Leitung, Potsdamer St. 120, gern Anregungen entgegennimmt. × Ein Preisausschreiben hat die Ber- liner Akademie der Wissenschaften für 1917 veranstaltet: Der Anteil der Erfah- rung an den menschlichen Sinneswahr- nehmungen soll systematisch untersucht und dargestellt werden. Genaue Nach- prüfung der verwerteten Beobachtungen ist erforderlich; größere selbständige Experimentaluntersuchungen über ent- scheidende Resultate sind erwünscht.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Frühkapitalis- Die allgemeinsten Gesichts- mus punkte für eine historisch- ökonomische Untersuchung, die die Genesis des kapitalistischen Wirt- schaftssystems aus den vom Mittelalter her überlieferten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen methodisch zu verfolgen und zu begreifen sucht, hat Marx in dem Abschnitt über die ur-

sprüngliche Akkumulation im Anschluß an seine im 1. Band des Kapitals skizzierte abstrakte Analyse der Grundmomente des kapitalistischen Systems methodisch vorgezeichnet. In dem System der ausgebildeten kapitalistischen Warenproduktion, für die das Streben nach kapitalistischem Profit das treibende Moment ist, und in der dieser Profit die Leistung von Mehrarbeit seitens der in kapitalistischen Produktionsbetrieben beschäftigten Arbeiter unabtrennbar voraussetzt, vollzieht sich die Akkumulation immer neuen Geldvermögens, das in der Sphäre der Warenproduktion kapitalistische Anlage sucht, größenteils aus Unternehmergewinnen, die aus dem Verkauf selbst bereits kapitalistisch erzeugter Waren fließen. Demgegenüber stellt sich die Genesis des Kapitalismus, wie einerseits als Geschichte der Auflösung feudaler und bäuerlich handwerksmäßiger Arbeitsverhältnisse, so auf der andern Seite als Geschichte der ursprünglichen Akkumulation dar, das heißt einer Anhäufung größerer Geldvermögen, die, noch nicht selbst aus kapitalistischer Warenproduktion stammend, in allmählichem Fortgang sich der Produktion bemächtigen, die handwerksmäßige Erzeugung für den Verkauf in wachsendem Maß durch eine großbetrieblich kapitalistische ersetzen können. Krieg und Gewalt und alle die verschiedenen Kunstmittel der merkantilistischen Politik haben im Dienst solcher Akkumulation gewirkt. Daneben, und vielfach aufs engste damit verschlungen und verquickt, geht die Konzentration großer Geldbestände in Form von Handels- und Wucherkapital, die schon im Mittelalter in einzelnen vorgeschrittenen Ländern stark entwickelt war.

Diese Frage nach der ursprünglichen Entstehung beträchtlicher Geldvermögen und den von ihnen ausgehenden Wirkungen hat in neueren Zeiten eine reiche Literatur gezeitigt, die interessante nähere Aufschlüsse verspricht. Sombart in seinem bedeutenden, die Anregung durch Marxsche Denkweise noch nachdrücklichst anerkennenden Hauptwerk Der moderne Kapitalismus hatte da nach einer allgemeinen Überschau der frühmittelalterlichen Ökonomie, wobei er insbesondere die Zwerghaftigkeit des damaligen Handels nachzuweisen sucht, im Gegensatz zu der herrschenden Meinung die Hypothese aufgestellt, daß in letzter Reihe nicht der Kaufmann sondern

der über großen Grundbesitz verfügende Stadt- und Landadel als ursprünglicher Eigentümer von zu Leih- und Handelsgeschäften größern Stils hinreichenden und so verwandten Geldvermögen figuriere. Die Urvermögen, aus denen sich der Kapitalismus zu entwickeln vermochte, sind nach seiner Meinung »akkumulierte Grundrente«. So eindringliche Gründe er dafür anführt, scheint doch nach einer Reihe seither publizierter Monographien die ältere Ansicht, die im Kaufmann das primäre Agens der Akkumulation sieht, sich zu bestätigen. Insbesondere hat Jakob Strieder in seiner Schrift Zur Genesis des modernen Kapitalismus /München, Duncker & Humblot/ für Augsburg nachgewiesen, daß die führenden frühkapitalistischen Familien dieser Stadt im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit (die Fugger usw.) ihr Geldvermögen kaufmännischen und Leihgeschäften, nicht irgendwelchem ererbten Grund- und Grundrentenbesitz zu danken haben. Auch zeige eine rechtsgeschichtliche Betrachtung, daß von einer vermögensbildenden Kraft der städtischen Grundrente im Mittelalter überhaupt nur in bescheidenem Umfang gesprochen werden könne.

Von dem selben Autor ist jetzt ein Band Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen /München, Duncker & Humblot/ herauskommen, der insbesondere auf den deutschen Bergbau und Bergbauhandel zu Beginn der Neuzeit eingeht. Der leitende Gedanke ist: die entscheidende Rolle, die auch auf diesem Gebiet den Kaufleuten und dem kaufmännisch durch Handel und Leihgeschäft zusammengebrachten Geldvermögen zukomme, klarzulegen. In dieser Hinsicht spinnt die neue Arbeit das in der ersten aufgenommenen Thema ergänzend und erweiternd fort. Das Buch baut sich auf einem breiten Material von Quellenwerken und archivalischen Urkunden auf, von welch letzteren ein Teil im Anhang abgedruckt ist. Aber auch der Nichtfachmann, den weniger das Detail als die Zusammenfassung allgemeiner Resultate interessiert, findet, namentlich in den ersten beiden Abschnitten Montanindustrie und Frühkapitalismus und Kirche, Staat und Kapitalismus, wertvolle Ausbeute. Anschaulich entwirft der Verfasser ein Bild von der quantitativen Bedeutung des damaligen Bergbaus (in Deutschland vornehmlich Silber- und Kupferbergbau).

Hunderte von deutschen Städten verdanken ihr Entstehen und ihr Wachstum unmittelbar dem Bergsogen. Große Beiträge deutschen Kaufmannskapitals waren auch im Bergbau und dem Bergbauhandel außerdeutscher Länder angelegt. Der zünftlerische Betrieb der ursprünglichen Gewerke, die, gegen Abgaben an den Landesfürsten oder die sonstigen Grundbesitzer, im Nebenamt schürften respektive also kleine Unternehmer schürfen ließen, haben nach Strieder, wenn überhaupt, so nur in seltenen Ausnahmefällen erhebliche Gewinne, die den Grundstock zu einem Kapitalvermögen legen konnten, erzielt. Wo man auf reiche Gewerke stößt, sind es fast durchweg solche, die bereits anderswoher (durch Handel) reich geworden, ihre Kapitalkraft im Bergbauhandel oder Bergbau weiter nutzten. Vorbereitet wird das Eindringen solcher Elemente in die Produktion durch Anleihen, die die kleinen Gewerke, namentlich wenn es sich um Durchführung technischer Verbesserungen handelte, bei Großkaufleuten machen mußten. Stellte sich die Unmöglichkeit der Rückzahlung heraus, so waren die früher Selbständigen gezwungen im Verlag ihrer Geldgeber, auf deren Kosten und für deren Gewinn, weiterzuarbeiten. Dies ist der eine Weg, auf dem kapitalkräftige Kaufleute, die an Gewerke Geld gegeben hatten, selbst Gewerke werden, wobei dann das Verlagssystem vielfach nur den Übergang zu großbetrieblicher Organisation darstellt. Doch lange bevor kaufmännisches Großkapital in nennenswertem Umfang unmittelbarer Miteigentümer und Nutznießer des Bergbaus selber wurde, hatte es bereits außerordentliche Gewinne im Erzhandel gemacht, indem es die geförderten Erze von den Gewerken, den Landesfürsten oder sonst Bezugsberechtigten, erwarb und im Fernverkehr sehr rentabel absetzte; und zweifellos ist gerade diesem Moment in dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation große Bedeutung beizumessen. Die Fugger beispielsweise waren bereits seit 1488 Großkäufer des in Tirol geschürften Silbers und Kupfers und hatten hierbei große Summen verdient, ehe sie 3 bis 4 Jahrzehnte später in den Tiroler Bergbau selber als Gewerke eindrangten. Ein den Großhandel im Vertrieb der Bergbauprodukte besonders begünstigender Umstand war das Zusammenströmen großer Erzmassen bei den mit Vorkaufsrecht den Gewerken gegenüber ausgestatteten Landesherrn, Hand in Hand

mit dem im 15. und 16. Jahrhundert rapid steigenden Geldbedarf der Fürsten. Zu eigenem Erzhandel fehlte diesen der Beamtenapparat. Sie mußten froh sein, daß die Geldleute, bei denen sie Vorschuß erhielten, als Gegenleistung monopolistische Vorkaufsrechte auf den bei ihnen sich aufspeichernden Erztertrag und monopolistische Sicherung des Vertriebs in Zahlung nahmen. Wie überhaupt die mittelalterliche Finanzwirtschaft weniger mit den vorhandenen Einkünften als mit dem auf die zu erwartenden Einkünfte basierten Kredit arbeitete. So wurde der Erzhandel mehr und mehr zu einer Domäne großer und bei Ausübung ihrer Funktion rasch wachsender Vermögen, die dann zugleich auch die Errichtung umfangreicher Hüttenwerke zur Verarbeitung des von den Gewerken gelieferten Roherzes zu verkaufsfähigem Zustand übernehmen konnten. Und wie das Finanzinteresse der fürstlichen Bergherren in dieser Weise die kapitalistische Entwicklung des Bergbauhandels beschleunigte, begünstigte es zugleich auch die kapitalistische Entwicklung zum Großbetrieb der Bergbauproduktion. Brachten doch die Abgaben und Zehnten, die die Landesherrn fordern konnten, ihnen um so mehr ein, je mehr der mit zahlreicher Belegschaft arbeitende und ergiebigere Großbetrieb an Stelle der vielen kleinen einzelnen Gewerke trat. Fast überall weist die Entstehung der kapitalistischen Organisationsformen, der Monopole und Kartelle jener Zeit, auf den engen Zusammenhang von Fiskalismus und Kapitalismus hin. Sie erscheinen nicht als bloße Schöpfungen von Kaufleuten sondern mindestens ebensowohl als Erzeugnisse einer staatlichen Finanzpolitik, die ein ihr zustehendes Regal durch vertragsmäßigen Ausschluß lästiger Konkurrenz möglichst fruktifizieren will. Das zeigt sich wie im Salzvertriebsyndikat von 1301 so in den Monopolen des Gewürz- und Erzgroßhandels des 16. Jahrhunderts. Das in dem Bergwerksregal mitbegriffene Recht der Fürsten die Gewerke in einem bestimmten Produktionsgebiet zu zwingen langjährige Lieferungskontrakte mit einer einzigen Firma abzuschließen bot sehr bequeme Handhaben dafür.

In keinem andern Produktionszweig hat sich unter diesen Verhältnissen die Ausbildung der kapitalistischen Unternehmungsform und die Verdrängung der alten handwerksmäßigen Produktionsweise so früh durchgesetzt wie in dem

Bergbau. Schon im 16. Jahrhundert tauchen hier neben dem kapitalistischen Verlagssystem kapitalistische Großbetriebe in erheblichem Umfang auf. Eine Entwicklung, die sich in Wechselwirkung mit den Fortschritten bergbaulicher Technik vollzieht. Dementsprechend wurden Kuxe als Anweisungen von Bergwerksanteilen zum frühesten kapitalistischen Inhaberpapier von größerer Bedeutung. Kinderarbeit, Wohnungsnot, Trucksystem, Streiks, die Leiden und die Kämpfe eines konzentrierten Proletariats, entfalteten sich zuerst in dieser Branche. Wie denn auch die ausgebeutete bergmännische Arbeiterschaft bei den Bauernaufständen des 16. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle spielte.

In den Verhandlungen der deutschen Reichsstände seit 1512 findet die Opposition gegen die dem kanonischen Zinsverbot wie dem Geist der mittelalterlichen Kirchenmoral und Handwerks-tradition schnurstracks zuwiderlaufenden Handels- und Monopolgesellschaften markanten Ausdruck. Einen noch schärfern in den Reden katholischer und lutherischer Bußprediger. Aber die Staatsmacht, durch Anleihen mit der neuen Geldmacht eng liiert, läßt sich (Strieder illustriert das eingehend an dem Verhalten Kaiser Karls V.) höchstens zu Teilkonzessionen, papierernen Gesetzen, denen keine Ausführung folgt, herbei. Und ebenso wie Kaiser und Fürsten war auch das Papsttum an die Geldherren gebunden.

Wie beträchtlich die in Einzelhänden aufgehäuften Schätze waren, ohne Assoziation hätten sie unmöglich solchen Einfluß erlangen und sich so rasch vermehren können. Erst der Zusammenschluß kaufmännischer Kapitalisten zu kapitalistischen Gesellschaften (typisch bereits für jene Zeit) erklärt die Größe ihrer Kraft. Die Form, in deren Rahmen die Zusammenfassung in den süddeutschen Städten sich meist vollzog, waren die einen Kreis von Verwandten (Brüder, Vettern, Oheime, Neffen, Schwäger) vereinigenden Familiengesellschaften, durch die etwa schon vorhandene kleinere Sonderunternehmungen der Teilnehmer zusammengehalten und zu dauernden großen, sich gleich oder doch ähnlich bleibenden, organisch aus dem ältern Betrieb hervorwachsenden Handelsoperationen weitergeführt wurden. Reichten diese Vermögen zum Abschluß neu sich bietender Geschäfte (zum Beispiel Anleihen an Fürsten) nicht hin, so wurden verzinsliche Geldbestände auch

Fremder gegen Zusage fester Verzinsung mit herangezogen. Daneben läuft auch in Süddeutschland ein Typus von Gesellschaften, in denen für bestimmt umgrenzte Transaktionen Geldsummen mit dem Anspruch auf entsprechende Gewinnbeteiligung zusammengeschossen werden, wobei die Gesellschaften dann auch nur mit diesen Summen bei Verlusten haften. Vielfach sind es eben jene typischen kaufmännischen Familiengesellschaften, die für besondere Zwecke, sei es unter einander oder mit einzelnen Privaten, derartige Verbindungen eingehen. Auf solche Weise entstanden die zu hervorragender Bedeutung gelangenden Tochtergesellschaften der großen, in der montanen Industrie und dem montanen Handel beschäftigten Firmen, unter anderen die Assoziation der Fugger mit der ungarischen Familie der Thurzo 1495 bis 1525.

Im Anschluß an die Darstellung der großkapitalistischen Tendenzen im deutschen Bergbau und der typischen kaufmännischen Gesellschaftsformen jener Zeit bringt der 3. Abschnitt eine Fülle Einzelmaterial über die ersten Ansätze der Aktiengesellschaftsbildung wie die speziellen Kartell- und Monopolbestrebungen im sächsischen und böhmischen Zinn Großhandel und dem Idrianer Quecksilberhandel.

× Kurze Chronik Von Robert Michels liegt eine neue Publikation Probleme der Sozialphilosophie in der Sammlung Wissenschaft und Hypothese /Leipzig, Teubner/ vor. Eine systematische und methodologische Untersuchung, wie nach dem Titel anzunehmen wäre, ist, nach des Autors eigener Erklärung im Vorwort, nicht beabsichtigt. Dafür erhält der Leser eine lose verbundene Reihe einzelner, in ihren einzelnen Bemerkungen oft anregender Essays. Die 10 Kapitel, in die das Buch zerfällt, betiteln sich: Zum Problem der Kooperation; der Eugenetik; der Solidarität und des Kastenwesens; des Fortschritts; der Messung der Sittlichkeit; der Koketterie; der Behandlung des Proletariats in der Wissenschaft; der zeitlichen Widerstandsfähigkeit des Adels; der internationalen Bourgeoisie; der Wirtschaft und Politik. × In Ergänzung zu seinem großangelegten Werk Entwicklungsstufen der Menschheit, das mit gutem Recht gerade auch in sozialistischen Kreisen Beachtung und Interesse gefunden hat, will Müller-Lyer eine weitere Serie von Studien unter dem

Gesamttitel *Soziologie der Leiden* herausgeben. Der 1. Band erschien im Verlag von Albert Langen in München. Viel Neues läßt sich über diesen Gegenstand natürlich nicht sagen. Der Verfasser hegt, vermutlich durch seine frühere Beschäftigung mit den medizinischen Wissenschaften dazu angeregt, den wunderlichen Plan einer klassifizierenden Zusammenstellung und Ätiologie der gesamten sozialen Leiden, ohne daß es klar würde, welchen, sei es praktischen sei es wissenschaftlichen, Zwecken ein solches Unternehmen dienen soll. Damit hängt zusammen, daß er seine Leser bittet ihm die Konflikte, auf die sie bei ihrer Lektüre von Romanen und Novellen stoßen, im kurzen charakterisierenden Umriß schriftlich mitzuteilen. Von der fortschreitenden, in erster Reihe durch immer bessere Erkenntnis geförderten »Anpassung der sozialen Einrichtungen an die tatsächlichen Lebensbedingungen« erhofft er die Erlösung von fast allen Leiden (die im Gegensatz zu den das Handeln anregenden »Widerständen« restloses und überflüssiges Übel seien) wie die Herstellung einer allgemeinen gesund harmonischen Sittlichkeit. × Als 1. Band der von Professor Alfred Weber im Diederichsschen Verlag in Jena herausgegebenen Schriften zur soziologischen Kultur erschien unter dem etwas dunkel präntiösen Titel *Individuum und Gemeinschaft in der Kulturorganisation des Vereins* eine Arbeit von Hans Staudinger. Der 1. Teil bringt in einer dem Titel entsprechend mysteriös verschwommenen Sprache Betrachtungen über die Geschichte der deutschen Musikvereine seit dem Reformationszeitalter, die, früher an kirchliche und andere Gemeinschaften angelehnt, diesem bindenden Rahmen entwachsen, zu reinen Zweckverbänden musikalisch interessierter, sonst aber unverbundener Individuen geworden seien. »Man wird«, heißt es in der pompösen Umschreibung des Weberischen Vorworts, »in der Entwicklung der Vereine, ihrem sich Verwandeln aus innerlich verbundenen Ausdrucksformen des Lebensallgemeinen in Zweckverbände, die nur auf dem Boden gleicher Interessiertheit ruhen, in dem Übergewichtigwerden des Objektiven, in ihren durchgehenden Gesetzmäßigkeiten den kultursoziologischen Ausdruck der Lebensdifferenzierung überhaupt erkennen.« Staudinger scheint romantisierend hierin eine geschichtliche Verfallserscheinung sehen

zu wollen. Der 2. Teil, *Schichten und Welten heutiger Zeit*, versucht auf Grund eines durch persönliche Beobachtung und Umfrage zusammengetragenen Materials eine typisierende Kennzeichnung des geistigen Habitus der heutigen Arbeiter. Die referierenden Mitteilungen enthalten manches Interessante, so anfechtbar die Generalisationen sind. Der Verfasser glaubt konstatieren zu können, daß bei den 1½ Hundert in den Kreis seiner Untersuchung eingezogenen Arbeitern die vom Land in die Stadt gewanderten mehr individuelle Selbständigkeit des Urteils als die stadtgeborenen, in ihren Ansichten sehr uniformen, zeigten. × Ein Schriftchen Adolf Günthers über das Problem der Lebenshaltung in den Vorträgen der Gehestiftung zu Dresden /Leipzig, Teubner/ reiht auf Grundlage eines offenbar sehr ausgebauten statistischen Wissens allerhand ziemlich bunt zusammengewürfelte Bemerkungen über das Thema aneinander. × Der beiden Brüder Bonneff eindrucksvoll bewegte Schilderung des Arbeiterelends in den Hauptbranchen der französischen Industrie *La vie tragique des travailleurs* kam in einer neuen Ausgabe heraus /Paris, Rivière/. Descaves hat das Buch mit einem Vorwort, einem Appell an die Genossinnen, eingeleitet.

×
Literatur Eine in den Diehlschen Beiträgen zur Geschichte der Nationalökonomie /Jena, G. Fischer/ publizierte Abhandlung Dr. Edmund Schreibers berichtet instruktiv über die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas von Aquino. Den Hauptkategorien, mit denen Thomas operiert, die des »gerechten Preises« und der »Wertgleichheit als Norm des Austausches fehlt jede schärfere theoretische Präzisierung. Hohoffs wunderlicher Einfall den Aquinaten zum wissenschaftlichen Vorläufer der Marxschen Arbeitswerttheorie zu stempeln wird vom Verfasser gebührend abgefertigt. Die Grundlage bilden überall die zerstreuten Bemerkungen des Aristoteles zur Ökonomie. Einige der späteren Scholastiker führen gegenüber der Formel des »gerechten« oder normierten Preises das Prinzip der Vertragsfreiheit, der Preisregulierung durch Angebot und Nachfrage ins Feld. Auch treten bei ihnen Ansätze zu der heute so gepriesenen subjektivistischen Wertlehre hervor. Über das historisch am meisten Interessierende, ob und wie

etwa die scholastischen Lehren als eine Widerspiegelung mittelalterlicher Verhältnisse gedeutet werden können, wie sie den Ansätzen zu kapitalistischer Entwicklung gegenüberstehen, erhält man freilich wenig Aufschluß. × In seinem Buch *Klassische Philosophie und Wirtschaftswissenschaft / Gotha, Perthes* untersucht Dr. Arno Friedrichs den Einfluß, den die deutsche klassische Philosophie, die in ihr auftretenden Rechts- und historischen Entwicklungsideen auf die preußische Reformbewegung nach Jena und die deutschen Ökonomen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehabt haben. Marx scheidet nach dem Plan aus. Der Band zählt 700 Seiten, doch kommt infolge der theoretischen Unbedeutendheit und Enge jener deutschen Ökonomen bei der Darstellung natürlich nicht viel Interessantes an neuen Einsichten heraus.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Krieg und bildende Kunst Man mag jetzt nachdenken, so viel man will und auf welchem Gebiet es auch immer sei, immer schiebt sich der Krieg dazwischen und stellt alles, auch schließlich das Leben selbst, in ein neues und anderes Verhältnis zu uns. Solange es leidlich glatt verlief und wir uns in seine Widersinnigkeiten und Härten eingewöhnt hatten, erschien uns das Leben, wie es nun einmal ist, fast als eine Selbstverständlichkeit. Alle seine Unklarheiten packen jetzt erst wieder mit ihrer ganzen Kraft, da die Gewalttat des Krieges unüberschaubar in ihrer ganzen Riesengröße dasteht. Die intellektuellen Philosophien über Nationalismus und Deutschland sollte man lassen. Sie sind dem gegenüber, was das Volk jetzt erlebt, doch nur ein mühsam zusammengesuchtes Stückwerk, das seine Gesetze aus einer verwässerten Welt von Schematismen herholt, im letzten Grunde leer und anmaßend. Das, was das Leben ausmacht, ist heute Gemeinschaft und gemeinsame Bewegung; wohin weiß keiner. Das Schicksal hat uns genommen und geschlagen, uns und unsere Gefährten, und nun faßt man sich an und läuft und kämpft, und Menschen müssen sich gegenseitig tot machen, wie in einem plötzlichen Wahnsinn. Alle anderen Schicksalsschläge, wie etwa Krankheit, lassen den Menschen doch fast immer allein. Hier aber beim Krieg muß sich der Mensch zum andern Menschen schließen, um mit ihm zusammen Blut

und Seele hinzugeben als ein Opfer, das einer dem andern bringt. Das ist ein Unglück, das in seiner Glorie aufhört ein Unglück zu sein. Das, was da lebendig wurde, ist vielleicht das Dunkelste und Stärkste im Menschen. Wir sehen Männer und immer wieder Männer in den Krieg gehen, mit freier Stirn und geschmückt gleich Opfertieren, die zum Altar gehen, und sehen die Frauen, deren Opfer wirklich nicht geringer ist. Und wieder warum? Antworten gibt es ja genug, aber keine erschöpft es. Uns bleibt nichts weiter zu wissen und zu fühlen übrig als nur eben jenes dunkle Gemeinschaftsgefühl, das sich ausströmt in Lieben und Kämpfen.

Und dieses alles nun, wovon das Leben jetzt getrieben wird, wo hat sich das in der Kunst abgesetzt? Am ehesten vielleicht in der Musik. Das gemeinsame Singen all der Soldatenlieder macht schon viel, und auch die Aufnahme der Kunstmusik ist wohl nicht so isolierend wie das Anschauen von Bildern. Es ist aber überhaupt schwer jetzt ausschließlich an Kunst zu denken, wo man noch so eng vom Leben umschlossen ist. Was uns jetzt am meisten rührt, ist kaum Kunst zu nennen, vielmehr nur ein Ausdruck irgendeiner bedrängten Seele, sei er so umgeformt wie er wolle. Durchgearbeitete Form kann schwerlich das schöpfen, was wir jetzt suchen, und als neulich auf einem Hinterhof zwei halb-wüchsige Mädchen das Seemannslos für Geld sangen, schien mir das mehr als viele hundert ausgereifte Arbeiten zusammen. Es ist so vieles, was uns früher in künstlerischer Hinsicht ganz banal klang, jetzt lebendig geworden, und wohl doch nur dadurch, daß wir es jetzt als einen Ausdruck der vielen tausend Menschen verstehen, zu denen wir jetzt auch gehören.

Was nun aber die eigentliche Malerei und Plastik anlangt, so steht ihre Sache ziemlich schlimm. Wenn man sich auf eine Art Prophezeiung betreffs ihrer Entwicklung einlassen wollte, so ist es wohl sicher, daß sie sich gegenüber den überstarken Wirklichkeiten einem neuen Naturalismus verschreiben wird. Es werden entsprechend der großen Zeit Schlachtenbilder in meterlanger Ausdehnung gemalt werden, und Büsten und Denkmäler werden entstehen, deren Stil wohl so eine Mischung von naturalistischer Dinglichkeit und pathetischem Bombast sein wird, wie wir ihn ja kennen. Was jetzt im Zusammenhang mit dem Krieg an Kunst entsteht, ist meist nur rasche Gelegenheitsarbeit für ver-

schiedene Zeitschriften. Die Sachen sind verschieden gut in ihrer Lebendigkeit und Frische; am besten in dieser Art ist wohl Angelo Jank, dessen Motive ja immer auf dem Gebiet lagen. Übrigens sieht man oft auf den Blättern von Jank und von anderen die langen Reihen von Soldatenköpfen in dem harten Rhythmus einer solchen soldatischen Anordnung. Aber diese strengen Reihen sind doch so ganz anders gesehen als die militärischen Karrees auf den Schlachtenbildern von Anno 1813. Da waren sie in weite Entfernung gerückt, von einem Hügel aus gesehen, gleichsam mit den Augen eines höhern idealen Beamten; Gegenstand und Beschauer, beide ein Bild der preußischen Ordentlichkeit. Jetzt, bei uns, ist alles gesehen wie von einem Soldaten, der mitten unter den anderen steht.

Im großen und ganzen muß man sagen, daß die Kunst von den großen Umwälzungen nichts aufgenommen hat und vorläufig in ihrer bisherigen Art geblieben ist, nur daß eben der Gegenstand gewechselt hat, und wo sie früher weibliche Akte am Meer machte, sind jetzt Reiterattacken das Objekt. Aber Kunst überhaupt scheint jetzt dem Leben gegenüber unzulänglich. Auch selbst in den Künstlerflugblättern Kriegszeit, die bei Paul Cassirer erscheinen, und die die besten Mitarbeiter haben, ist selten etwas, das in innern Zusammenhang mit dem Krieg lebt. Ob Liebermanns Reiter Golospieler oder Soldaten sind, bleibt im Grunde gleichgültig. Die Symbolik des Einzeldings und des Einzelgeschehens, die von dem Krieg erst ihren Sinn bekommt, empfindet man nicht bei ihm. Bei weitem am meisten kommt dieses wohl bei Hettner heraus. Seine Menschen sind typisch und groß gefaßt, und dabei ist sein Pathos fast ganz frei von dem Kathederschwulst der Professoren. Er scheint mir hierin wohl das Beste bislang gegeben zu haben. Gern würde man jetzt die französischen illustrierten Blätter daneben sehen. Ich dünkte, daß zum Beispiel Steinlen den Furor des Krieges besser müßte geben können als er bei uns hier gelungen ist. Sehr schön hat Wilhelm Schulz im Simplissimus, besonders in der Weihnachtsnummer, unsere Soldaten gezeichnet in all ihrer Schwere und kindlichen Schlichtheit. Von einer ganz andern Seite ist Käthe Kollwitz an den Krieg herangegangen, mit ihrer Zeichnung in den oben genannten Kriegsblät-

tern, die mit Bangen unterzeichnet war. Eine Frau, wie sie sie meistens macht: die Augen geschlossen und das ganze Gesicht in der Beklommenheit des unbestimmten Wartens zusammengezogen. Der Hintergrund ist wie eine feste Dunkelheit eng und dicht um sie herumgezogen. Das ist der Krieg für die, die zu Hause bleiben. Da ist nichts von Lärm und Hurra; nur schweigende und lastende Angst. Was hier der Krieg uns Zuhausegebliebenen bedeutet, muß, glaube ich, von Käthe Kollwitz so gegeben werden können wie von keinem andern. Jetzt sah ich es erst, wie sehr ihre Arbeiten, im Gegensatz zu denen der meisten anderen, Verbindung mit dem Leben halten. Vielleicht war die Gemeinschaft, von der ich meinte, daß der Krieg sie auslöst, schon vorher in ihr lebendig. Barlach zum Beispiel, den ich immer ganz besonders hochschätze, hat in seinen Zeichnungen in den Kriegsblättern so Gutes gegeben wie bisher, aber man merkt nicht, daß der Krieg hindurchgegangen ist; so monumental seine Gestalten sind, so fühlt man sie doch wie abgeschnitten von der Welt: als Hintergrund eigentlich ein riesiges Nichts. Während sich bei Käthe Kollwitz immer von selbst die Vorstellung eines Hintergrundes von Millionen Menschen erzeugt, und darum ist ihre Kunst, viel mehr als die Barlachs (wenn er auch sonst in vielem größer sein mag), in einer Art Volkskunst zu nennen.

× Kurze Chronik ×
Am 4. Januar starb Anton von Werner. Er gehört zu jenen Künstlern, deren Name zu einer Art Parteiprogramm geworden ist. Immer wurde er seit Aufkommen der Jungen als eine Art Gegenpol ihnen entgegengestellt und als der alte, böse Feind angesehen. Nach Jahrzehnten wird sich das Bild aber vielleicht geändert haben, und man wird ihn zu schätzen wissen als einen Maler, der ehrlich und heiter die Welt sah und sie mit Fleiß und Bescheidenheit nachbildete. × In Dresden starb am 10. Januar, 64 Jahre alt, Gotthardt Kuehl. Er war einer der ersten jungen Münchener Sezessionisten. Seine Berufung an die Dresdener Hochschule 1895 war fast ein revolutionäres Ereignis. Seiner wesentlichen Mitarbeit ist dann der gewaltige Erfolg der Dresdener internationalen Ausstellung vom Jahr 1897 zu verdanken, sowie das beträchtliche Niveau, auf dem Dresden als Kunststadt jetzt steht. ×

Die Berliner Akademie der Künste veranstaltet eine deutsche Ausstellung; aus dem Nachlaß von Koepping und Scheurenberg werden Werke ausgestellt. × Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde ein Tafelbild Giotto's, Marien-tod, vom Berliner Kaiser Friedrich-Museum erworben.

× Literatur

In ihrem Band Die alt-deutschen Maler in Süd-deutschland der Teubner-schen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt gibt Helene Nemitz eine Charakteristik der für die damalige Kunst wichtigen süddeutschen Volks-stämme, und sie schildert mit guter Empfindung ihre wesentlichen Vertreter. Es handelt sich um die Kunst, die den Übergang vom Mittelalter zur Renaissance bildete, als neben dem noch wurzelhaften Zusammenhang mit der Kirche einmal zart ein andermal mit allem Ungestüm sich die neue Freude am Weltlichen meldet. Diese Zeit hat Künstler von ganz fabelhaft starker Physiognomie hervorgebracht, wie Grünewald, Hans Baldung Grien und Altdorfer. Die Schilderung des Besondern ihrer Kunst ist lebendig und klar.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Volksbühnen- Noch kurz vor Schluß des Jahres 1914 wurde das eigene schöne Heim der Berliner Freien Volksbühnen im alten Scheunenviertel eröffnet. Über die allgemein kulturelle Bedeutung dieses Vorgangs wird hier an anderer Stelle berichtet werden, und auch die rein ästhetische Würdigung des schönsten Berliner Theaters, das sich das Volk selbst geschaffen hat, erfolgt von berufener Feder (siehe die Rubrik Kunst-gewerbe, in diesem Band, pag. 62 f.). Mir liegt es nur ob die rein technische Seite des Baus zu behandeln, wobei ich mich ganz auf die Beschreibung der Bühneneinrichtung beschränken kann. Die Bühnenanlage, eine der größten in Deutschland, besteht aus einer 21 Meter im Durchmesser haltenden Drehbühne und 2 Seitenbühnen mit einer Gesamtbreite von 40 Meter. Das Dach des Bühnenhauses liegt 42 Meter über dem Straßenniveau. Es handelt sich also um einen Raum von ganz außergewöhnlich großen Dimensionen. Nach hinten wird die Bühne durch einen gemauerten Kuppelhorizont abgeschlossen, der sich bis zu einer Höhe von 26 Meter erhebt.

Die Bedeutung dieses Kuppelhorizonts wird in Verbindung mit der Beleuchtungsanlage zu besprechen sein. Zunächst von Interesse ist die Drehbühne. Sie besteht aus einer kreisrunden Plattform im Niveau des Bühnenfußbodens. Diese Plattform kann wie ein Karussell um eine vertikale Achse gedreht werden. Diese Achse befindet sich natürlich unterhalb der Plattform, sie ist als eiserner Gitterturm ausgebildet und in der Kellersohle auf Kugeln gelagert. Sowohl am obren wie am untern Ende der Achse sind seitliche Traversen angeordnet, die oben den Fußboden der Drehbühne tragen und unten mit auf Kreisschienen laufenden Räderpaaren ausgerüstet sind, um ein Kippen der ganzen Konstruktion zu verhindern. An den unteren Traversen sind auch die Antriebsmotoren für die Drehbewegung der Bühne angeordnet. Die Drehbühne hat den Zweck einen raschen Wechsel der Bühnenbilder zu ermöglichen. Teilt man beispielsweise die drehbare Plattform in Quadranten, so kann jeder Quadrant mit einer andern Dekoration besetzt werden. Nur der der Bühnenöffnung zugewandte Quadrant wird hierbei von dem Publikum übersehen. Ist nun ein Szenenwechsel erforderlich, so wird die Bühne einfach um 90° gedreht, und ein zweiter Quadrant mit seinen Dekorationen wird sichtbar. Dazu kann noch während des Spiels auf den rückwärtigen Teilen der Drehbühne jeder beliebige Umbau vorgenommen werden, so daß die lästigen und störenden Unterbrechungen des Spiels durch lange Pausen für die Auswechslung der Szenerie in Fortfall kommen. Durch die Drehbühne ist eine wirkungsvolle Aufführung der Shakespearedramen, von Goethes Faust und Götz und anderen klassischen Dramen mit zahlreichem Szenenwechsel überhaupt erst möglich geworden; deshalb hat sie sich auch rasch alle größeren Theater erobert, und es war eine ganz selbstverständliche Forderung, daß auch die Volksbühne sich diese Errungenschaft der Theater-technik zunutze machte. Bei der Neuzinszenierung des Götz von Berlichingen hat sich die Drehbühne auch bereits glänzend bewährt. Neben der allgemein eingeführten, eben beschriebenen Einrichtung besitzt die Drehbühne des Volkstheaters aber noch eine technische Sonderkonstruktion, die von dem Theateringenieur Knina herührt, und die hier zum erstenmal ausgeführt worden ist. Die eine Hälfte der

Bühne ist nämlich so eingerichtet, daß sie um mehrere Meter gehoben und gesenkt werden kann, ebenso kann sie nach oben und nach unten schräg gestellt werden. Durch diese Einrichtung wird es ermöglicht größere Aufbauten während der Vorstellung auszuführen, es lassen sich Taleinschnitte, Flußläufe, Hügel und Berge mit bisher unerreichter Naturwahrheit plastisch aufbauen, und auch der Aufbau erhöht liegender Häuserreihen oder Gebäudeteile vollzieht sich leicht, sicher und naturwahr. Den für die Wirkung offener Bühnenbilder wichtigsten Teil der Bühneneinrichtung bildet der sogenannte Kuppelhorizont, der, als Viertel einer Hohlkugel massiv aufgebaut, die Bühnenrückwand bildet. Der Zuschauer sieht vor sich eine stetig gekrümmte Fläche, die in Verbindung mit geeigneter Beleuchtung den Eindruck unendlicher Ferne und des Himmelsgewölbes hervorruft. Wird der Kuppelhorizont gleichmäßig mit bläulichem Licht beleuchtet, so hat man selbst auf der Bühne bereits den Eindruck sich unter freiem Himmel zu befinden. Durch Änderung in der Farbe des den Kuppelhorizont ausleuchtenden Lichts kann man jede Naturstimmung hervorrufen: Morgen- und Abenddämmerung mit rötlichem Licht am Horizonte und bläulichem Licht, tiefblauem, grauem oder grünlichem im oberen Teil der Wölbung usw. Durch die Projektion von leichten Sommerwölkchen, die sich bewegen und sich allmählich in immer dunkleres Gewölk verwandeln, kann ein heranziehendes und sich entladendes Gewitter naturgetreu dargestellt werden; ebenso leicht lassen sich mit dem Kuppelhorizont in Verbindung mit der Beleuchtung hundert andere szenische Effekte hervorrufen. Der Kuppelhorizont bildet also einen integrierenden Teil der Beleuchtungseinrichtung selbst, indem er für das Licht als Reflektor dient. Für das Ausleuchten des Kuppelhorizonts, einer Erfindung des Theateringenieurs Fortuny, kommen verschiedene Methoden zur Anwendung. Im Volkstheater ist das Fortunysystem mit einigen kleinen Abänderungen angewandt worden. Bei dem Originalsystem werden breite, farbige Seidenbänder, die an der oberen Seite der Bühnenabschlußwand beweglich angeordnet sind, durch starke Bogenlampen beleuchtet, die nach dem Bühnenhintergrund zu abgeblendet sind. Je nach der Farbe der eingestellten Seidenbänder fällt gefärbtes, reflektiertes Licht auf den Kuppelhorizont und er-

teilt diesem eine bestimmte diffuse Färbung. Um Farbenänderungen hervorzu-rufen, wird das etwa gerade eingestellte rote Seidenband in die Höhe gezogen, und das darunter liegende, nach und nach zum Vorschein kommende blaue reflektiert nun farbiges Licht auf den Horizont. Um die Farbenübergänge zart abzustufen, sind die Seidenbänder an ihren unteren respektive oberen Rändern ausgezackt, so daß im reflektierten Licht zunächst notwendig Farbmischungen entstehen müssen. Zur weiteren Beleuchtung der Bühne dienen bei dem Fortunysystem in den Soffiten angeordnete analoge Seidenbandreflektoren, und ebenso kommen weitere, transportable, an beliebigen Stellen der Bühne aufstellbare Seidenbandreflektoren mit zugehörigen Bogenlampen zur Anwendung. Bei dem abgeänderten Fortunysystem, wie es in dem neuen Theater eingerichtet worden ist, ist die unzuverlässige und immerhin feuergefährliche Bogenlampe durch Halbwattlampen von sehr hoher Lichtstärke ersetzt worden. Diese Halbwattlampen sind in lichtdichten, nur an einer Seite offenen Laternen eingeschlossen und senden ihr Licht ebenfalls auf reflektierende farbige Seidenbänder der beschriebenen Art. Im Gegensatz zu den früher benutzten Bogenlampen gestatten die Halbwattlampen aber auch noch eine teilweise direkte Beleuchtung der Bühne. Zu diesem Zweck sind die Kästen, in die die Lampen eingebaut sind, an ihrem unteren Teil mit Schiebern versehen, die entweder ganz geschlossen bleiben oder nach Bedarf durch verschieden gefärbte Glasscheiben ersetzt werden können. Die indirekte Bühnenbeleuchtung kann also durch eine direkte noch unterstützt werden, so daß eine erhebliche Ersparnis an Beleuchtungskosten eintritt; übrigens können auch noch an die offene Seite der Laternen farbige Scheiben vorgezogen werden. Zur Ergänzung der neuen Fortunybeleuchtung werden noch gewöhnliche Glühlampen verschiedener Färbung (rot, blau, gelb und weiß) benutzt, die nach Bedarf eingeschaltet und in ihrer Lichtstärke reguliert werden können. Die zur Bedienung der ganzen Beleuchtungseinrichtung dienenden Regulatoren, Widerstände usw. sind an der Rückwand der Bühnenöffnung angeordnet, von wo sie durch einen einzigen Beleuchtungsmeister leicht dirigiert werden können. Die Bewegung der Farbbänder der Fortunybeleuchtung und ebenso die der farbigen Glasscheiben

anter den Halbwattlampen geschieht durch Elektromotoren, die von der selben Stelle aus ein- und ausgeschaltet werden. Die Wolkenbilder auf dem Horizont werden entweder durch bemalte Zylinder hervorgerufen, die sich vor einzelnen der erwähnten Halbwattlampen drehen, oder es werden besondere Projektionsapparate hierzu benutzt. Mit diesen Projektionsapparaten kann auch fallender Schnee oder Regen vorgetäuscht werden. Um die Illusion voll zu machen, läßt sich mit dem Kuppelhorizont auch ein veritabler Sternenhimmel mit natürlichen Sternbildern hervorzaubern. Hierzu sind in die Wand des Kuppelhorizonts kleine Löcher gebohrt, hinter denen sich Glühlämpchen befinden. Durch geeignete Vorrichtungen läßt sich sogar ein Flimmern der Sterne erzeugen.

Natürlich sind auf der Bühne des Volkstheaters auch all die anderen Maschinerien vorhanden, ohne die eine moderne Bühne nicht auskommen kann, wie Regenmaschinen, Donnermaschinen, Blitzlampen, die die Bühne momentan erhellen, und andere Blitzlampen, die die Photographie eines wirklichen Blitzes auf den Horizont momentan projizieren. Ebensovienig wie an der dekorativen Ausstattung des Theaters gespart worden ist, die es zu dem schönsten Berliner Theater macht, so wenig ist an den technischen Einrichtungen gespart worden, so daß das Volk von Berlin auf das durch seine eigene Kraft und seinen eigenen Willen gebaute Theater in jeder Hinsicht stolz sein kann.

× **Backtechnik** Allen wirklich sozial empfindenden Menschen war die Nacharbeit der Bäcker schon lange ein Dorn im Auge. Nur damit der Städter täglich auf seinem Frühstückstisch frisches Weißbrot vorfinden kann, verlangt er von den Bäckern, daß sie jahraus jahrein ausschließlich Nacharbeit leisten. Alle Versuche diesen für unser Empfinden unerträglichen Übelstand zu beseitigen scheiterten aber bisher an den unausrottbaren Gewohnheiten der Mehrzahl des Publikums sowie an dem zähen Festhalten des Bäckerwesens an traditionellen Handwerksgepflogenheiten und jahrhundertalten Arbeitsmethoden. Der uns durch den Krieg und durch die unterbundene Getreideeinfuhr auferlegte Zwang mit den vorhandenen Weizenvorräten hauszuhalten und die Einsichtslosigkeit eines großen Teils des

Publikums versetzten nun den Bundesrat in die Notwendigkeit der weitem Weizenverschwendung durch das eben erlassene Nachtbackverbot beizeiten vorzubeugen. Was den Sozialpolitikern in jahrzehntelanger Agitation nicht möglich gewesen ist zu erreichen, das erreicht nun der Bundesrat durch einen Federstrich. Es ist klar, daß so einschneidende Veränderungen, wie sie der Bundesratsverlaß im Gefolge haben wird, Schwierigkeiten im Bäckergerwebe und Unbequemlichkeiten beim Publikum hervorrufen wird. Es wird sich vielleicht nicht vermeiden lassen, daß eine Reihe kleinerer Bäckereien gezwungen sein wird den Betrieb einzustellen, und daß eine Anzahl Bäckergesellen vorübergehend arbeitslos werden. Diese Wirkung des Bundesratsverlasses wäre gewiß sehr bedauerlich. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß sie gar nicht eingetreten wäre, wenn das Publikum auch nur einigermaßen auf die fast täglichen Ermahnungen in der Presse geachtet und sich vom Weizenbrotkonsum dem Roggenbrotkonsum zugewandt hätte. Die kleineren Bäckereien hätten sich dann ganz allmählich wieder mehr der Herstellung von Roggenbrot zugewandt, sie würden trotz der Brotfabriken ihr Auskommen gefunden haben. Bedauerlicherweise hat das Publikum aber alle Warnungen und Ermahnungen in den Wind geschlagen. Es hat auch nicht einmal den Versuch gemacht sich etwas einzuschränken, und jetzt, nach dem Bundesratsverlaß, wird sogar versucht in egoistischer Weise Weizenmehl einzuhamstern. Das Resultat eines derartigen unsozialen Vorgehens kann nur sein, daß aus der Weizenknappheit eine wirkliche Weizennot wird.

Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, ob die ganze Kalamität nicht hätte vermieden werden können, wenn von vornherein ein Deklarierungszwang für alle Getreidevorräte auferlegt worden wäre, und wenn man zur Beschlagnahme und Kontingentierung der Vorräte Zuflucht genommen hätte. Zu solcher Maßnahme würde es auch jetzt noch nicht zu spät sein, denn sie würde mit einem Schlag jedem Nahrungsmittelwucher die Spitze abbrechen. Doch, wie gesagt, diese rein wirtschaftliche Frage interessiert uns an dieser Stelle weniger als die technische Seite des Bäckergerwesens, die durch das Nachtbackverbot in den Vordergrund des Interesses gerückt wird. Das Nachtbackverbot wirkt deshalb so ein-

schneidend, weil unsere Bäcker es noch nicht gelernt haben das Altbackenwerden des Brotes, insbesondere des Weißbrots, zu verhindern. Sie haben sich nicht einmal die Mühe gegeben diese Frage zu studieren, und als sich die Wissenschaft damit beschäftigte, haben sie den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Sie haben, wie sie es von altersher gewohnt sind, täglich 3mal frische Brötchen gebacken, und sie haben immer nur gerade so viel produziert, als sie erfahrungsmäßig absetzen konnten. Daß ein derartiges Produktionsverfahren weder wirtschaftlich sehr rationell ist, noch Rücksicht auf die menschlichen Bedürfnisse der Bäckereiarbeiter nimmt, hat das Handwerk im großen und ganzen wenig interessiert. Wenn die Bäcker sich mehr als bisher um die physikalisch-chemischen Vorgänge beim Altbackenwerden des Brotes gekümmert hätten, so wären sie bereits jetzt in der Lage schon am Abend gebackenes Weißbrot dem Publikum am nächsten Morgen tadellos frisch vorzusetzen. Insbesondere sei hier der Studien Dr. I. R. Katz' gedacht, der sich mit den Ursachen des Altbackenwerdens des Brotes eingehend beschäftigt hat. Es ist darüber in den Sozialistischen Monatsheften mehrfach referiert worden (siehe die Rubrik Exakte Naturwissenschaften, 1913, 2. Band, pag. 935 f., und 1914, 2. Band, pag. 709 f.), und es sei hier nur auf jene Berichte verwiesen. Auf Grund der dort beschriebenen Untersuchungen hat nun Dr. Katz einen Apparat für Bäckereien konstruiert, bei dessen Benutzung Weißbrot über Nacht frisch erhalten werden kann. Es ist dazu im wesentlichen nur nötig, daß die verschiedene Wasserdampfspannung zwischen Krume und Kruste ausgeglichen wird. Jener Apparat bezweckt durch eine gesättigte Kochsalzlösung, in der sich reichlich überschüssige Kochsalzkristalle befinden, die Dampfspannung des Aufbewahrungsraums auf 75 % zu halten. Er besteht aus einem einfachen Kasten mit vertikaler Achse, die auf verschiedenen Höhen mit Ventilatorflügeln ausgestattet ist. Die Achse wird durch einen kleinen Ventilator in rascher Rotation erhalten. In diesem Kasten ruht das Brot auf dünnen Holzstäbchen, so daß die Luft frei zirkulieren kann. Auf dem Boden des Kastens steht ein großer Napf mit gesättigter Kochsalzlösung, in der sich überschüssiges Salz befindet. Ein Ausläufer der vertikalen Achse

rührt leicht in der Kochsalzlösung. Von Zeit zu Zeit ist es nur nötig etwas Wasser nachzufüllen, sonst bedarf der Apparat keiner weiteren Behandlung. Mit dieser Einrichtung wird es möglich das am Abend gebackene Brot bis zum Morgen frisch zu erhalten, so daß es wie gewöhnlich den Haushaltungen zugestellt werden kann. Die Nachtarbeit in Bäckereien kann also in Zukunft ganz entbehrt werden, und das beschriebene Verfahren ermöglicht einen ganz bedeutenden Fortschritt in sozialer Hinsicht. Freilich würde die sofortige allgemeine Einführung die Wirkung des Bundesratserlasses paralysieren, denn die beabsichtigte Verminderung des Weizenkonsums würde dadurch nicht erreicht werden. Diese Gefahr liegt aber vorläufig nicht vor, denn die Durchführung von einschneidenden Neuerungen in einem Gewerbe vollzieht sich immer nur ganz allmählich, und besonders das Bäckereigewerbe braucht gegenüber anderen Zweigen eine doppelte Zeit, um sich technischen Neuerungen zugänglich zu erweisen. Zunächst wird also ein stärkerer Konsum von Roggenbrot einsetzen, was durchaus im Interesse des ganzen Volkes liegt, und die Nachtarbeit in den Bäckereien wird vollständig aufhören. Daneben werden natürlich fortgeschrittene Betriebe Versuche machen ihre Backwaren über Nacht frisch zu erhalten. Bewährt sich das Verfahren, so werden nach und nach auch die kleineren Bäckereien folgen, und es wird sich nach dem Krieg erwiesen haben, daß sich die Nachtarbeit im Bäckereibetrieb wirklich vollständig entbehren läßt. Das wäre eine der schönsten indirekten Wirkungen des Krieges, angebahnt durch eine notwendige, wenn auch rigorose Verfügung des Bundesrats. Sollte aber durch Einführung des neuen Verfahrens doch noch während des Krieges die Wirkung des Bundesratserlasses gemindert werden können, so müßte der Bundesrat einfache die gesamten Getreidevorräte beschlagnahmen und kontingentieren. Das Nachtbackverbot brauchte darum nicht aufgehoben zu werden; im Gegenteil, es wäre nur zu wünschen, daß es bestehen bliebe, um eine segensreiche soziale und fortschrittlich-technische Wirksamkeit auszuüben.

× Drahtgeschützt ×
In den Berichten der Tageszeitungen sind gelegentlich die Drahtkanonen erwähnt worden, die, im Gegensatz zu den Marinen aller anderen Staaten,

auf englischen Kriegsschiffen benutzt werden. Die Kanonen sind natürlich nicht aus Draht hergestellt, wie etwa die bekannten Drahtläufe bei Jagdgewehren, die aus einzelnen Spiralwindungen von Stahldraht zusammengeschweißt sind; die Drahtwindungen dienen bei ihnen vielmehr nur zur Verstärkung des Seelenrohrs gegen die Explosionswirkung der Ladung. Bei den Schiffsgeschützen aller anderen Marinen dienen dem gleichen Zweck auf das Seelenrohr in einer oder mehreren Lagen aufgeschrumpte Stahlringe verschiedener Länge. (Daher das treppenförmig abgestufte Aussehen großer Kanonen.) Man hat lange Zeit von englischer Seite die Drahtkanonen als besonders großartige technische Leistung hinzustellen versucht. In der Tat vermag auch Stahldraht wegen seiner hohen Zugfestigkeit enorme Explosionsdrucke aufzunehmen. Eine verhängnisvolle Schwäche des Drahtrohrs bleibt aber die geringe Längsfestigkeit, die ein allmähliches Durchbiegen des langen Geschützrohrs nicht verhindert, und ferner die wellenförmige Erweiterung und Verengung der Seele beim Schuß. Bei Schießversuchen mit Drahtkanonen und Mantelringkanonen von 30,5 Zentimeter war die Senkung der Mündung infolge Durchbiegung beim Drahtrohr doppelt so groß wie beim Mantelrohr. Hierdurch wird die Treffsicherheit natürlich ganz erheblich verringert. Hierzu kommt noch, daß die Explosionsgase infolge der transversalen Schwingungen des Rohres die Geschosachse unter einem spitzen Winkel treffen, so daß das Geschos Pendelbewegungen annimmt, die bis zu 12° gegen die Flugbahn betragen können. Auch die Lebensdauer der Drahtgeschütze soll geringer sein als die der Mantelringkanonen. Wenn die Engländer trotz dieser auch ihnen bekannten Nachteile an den Drahtgeschützen bisher festgehalten haben, so liegt das in erster Linie daran, daß die englischen Stahlwerke nicht imstande waren genügend große Stahlblöcke von absolut gleichmäßigem Gefüge für die Mantelrohre herzustellen.

✕ **Kurze Chronik** Zur Vermeidung der Verletzungen, die durch herumfliegende Glassplitter beim Zerschlagen von Glasgegenständen entstehen, scheint ein neues Verfahren zur Herstellung von Sicherheitsglas geeignet zu sein. Zwischen zwei Glasscheiben wird eine Platte durchsichtigen Celluloids eingekittet und mit den Scheiben durch Druck fest verbun-

den. Geht das Glas bei einem Stoß oder Schlag in Trümmer, so werden die Splitter von der Celluloidscheibe festgehalten, fliegen also nicht auseinander. ✕ Von H. Beck in Meiningen ist ein Scheinwerfer konstruiert worden, der eine Äquivalenzstärke von etwa 500 Millionen Kerzen hat; das heißt, in einer bestimmten Entfernung erzeugt der mit Parallelreflektor versehene Scheinwerfer die gleiche Beleuchtung wie eine offene, dem quadratischen Entfernungsgesetz gehorchende Lichtquelle von der genannten Intensität.

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Krieg und Kunstgewerbe Auch für das Kunstgewerbe hat der Krieg nicht ganz die verheerenden Folgen gezeitigt, wie in der Psychose der ersten Wochen geglaubt worden war. Selbstverständlich, da es zum großen Teil Luxusgewerbe ist, mußte es unter dem Druck der Zeit schwerer leiden als andere Produktionsgebiete. Aber das Rückschwingen unseres gesamten Wirtschaftslebens in normale Bahnen, das allgemeine Vertrauen, das das Volk beseligt, und auch der mancherlei Verdienst, der den Daheimgebliebenen zufällt, das alles hat doch ein gänzlichliches Aufhören der kunstgewerblichen Betätigung verhindert. Am meisten haben vielleicht die freien Künstler, die Modelleure, die Musterzeichner usw., die, die den Mehrwert der guten Form geben, zu leiden. Die Handwerksmeister und Fabrikanten suchen auch im Interesse ihres geschulten Arbeiterstammes ihre Betriebe durch die Kriegszeit durchzuhalten, wobei es vielen, die die Möglichkeit einer raschen Umorientierung hatten, gelungen ist an den Heereslieferungen beteiligt zu werden. So macht man in Möbelfabriken Patronenkästen, statt Heizgitterverkleidungen stanz man Säbelscheiden, statt Lampen werden Helmspitzen hergestellt. Das Weihnachtsgeschäft, das namentlich im Kleingewerbe für die Jahresbilanz ausschlaggebend ist, dürfte es doch immer noch zu annehmbaren Umsatzziffern gebracht haben. Annehmbar im Verhältnis zu den Schätzungen, die im September oder Oktober noch vorgenommen waren. War selbstverständlich das Kunstgewerbe auch unbeteiligt an der Riesenflut der Weihnachtssendungen, die an die Front geschickt wurden und die die Hauptmasse der diesjährigen Ausgaben ausmachten, so waren doch auch noch Summen flüssig für vielerlei Gegenstände von guter Form. Wenn

man sich etwas umtat, so konnte man hören, daß es noch Goldschmiede gab, die Aufträge und Absatz hatten. In einem großen Berliner Warenhaus war zu beobachten, daß in den kunstgewerblichen Abteilungen in den Tagen vor dem Fest natürlich nicht das sonst hier übliche Gedränge war und natürlich auch nicht der Absatz, den die Lager mit notwendigen Bedarfsartikeln aufwiesen; aber es fehlte doch auch da nicht an Käuferscharen.

Daß in dem Suchen nach neuen Formen, in dem Herausbringen von neuen Mustern und Modellen ein gewisser Stillstand eingetreten ist, ist vielleicht nicht einmal ein Schaden. Was da von Saison zu Saison an Neuigkeiten geboten wurde, war keineswegs immer Veredelung oder auch nur Verbesserung. Es war sehr oft nur ein Andersaufmachen wollen, eine gewisse Sucht nach Nouveautés, die bei den Kunstgewerblern eingerissen war und die im Grunde genommen dem Interesse nach einer Reinigung der gewerblichen Produktion von formalem und technischem Schund stracks zuwiderlief. Das bewies im kleinen, um an einem Beispiel aus der Praxis zu exemplifizieren, eine im Berliner Kunstgewerbemuseum gezeigte Wanderausstellung deutscher und österreichischer Porzellane, die zwar als eine ideale Veranstaltung noch nicht angesehen werden konnte, die es aber zu einem bemerkenswerten Niveau brachte, weil man sich im Umfang beschränkt sah und statt der Saisonneuheiten Dinge zeigte, die, wie die Barlachschen Porzellane, vor Jahren schon gut hergestellt worden sind.

Nicht aufzuhalten braucht man sich einstweilen bei den Spekulationen die neue Zeit kunstgewerblich oder kunstindustriell auszumünzen. Natürlich tauchen am Horizont schon Aufgaben auf, die man vorzüglich gelöst sehen möchte. Wenn etwa in einer Stadt wie Frankfurt am Main der Beschluß gefaßt worden ist dem Generalfeldmarschall Hindenburg einen Ehrensäbel zu überreichen, so wäre es im Interesse einer künstlerischen Gewerbeentwicklung sehr zu wünschen, daß eine solche Arbeit einem Mann wie Lettré etwa und nicht einem der früher üblichen eklektischen Ornamentisten übertragen wird, und daß man sich schon um des Beispiels willen in diesem Sinn bald entscheide, damit von vornherein derlei Möglichkeiten nicht verschleudert werden. Die Neigung künstlerische Roheiten diesmal zu vermeiden scheint ja zu bestehen.

Beim Wiederaufbau Ostpreußens sollen auch Künstler gehört werden. Das Konsistorium der Provinz Brandenburg hat (auch ein kleines Symptom), da der Wunsch auftauchen dürfte in den Kirchen Gedenktafeln für gefallene Krieger anzubringen, an seine Gemeinden eine Aufforderung gerichtet, die als ein Hinweis in der Richtung angesehen werden kann und die den Künstlerbund für Glasmalerei, dem Thorn-Prikker, Pechstein, Cesar Klein und andere angehören, veranlaßt hat eine Anzahl Vorschläge für derartige Mosaiktafeln zu machen. Sind diese unter dem Titel Heldenehrung veröffentlichten Entwürfe zum größeren Teil auch noch nicht das, was man erwarten konnte und was man ausgeführt sehen möchte, so ist doch die Initiative, die hier eine Vereinigung von Künstlern ergriffen hat, das prinzipiell Richtige. Der Profitpatriotismus, der jetzt schon wieder an der Arbeit ist, der Musterkataloge für Siegesdenkmale zusammenstellt, Hindenburgporträts in allen Größen und allen Preislagen fabriziert, der Adler, Eiserne Kreuze und Flaggen auf alle Waren stanz oder druckt, fällt hoffentlich, noch ehe der Krieg zu Ende ist, der verdienten Verachtung anheim. Es scheint, daß uns gegen diese Geschmacksverirrungen die im Feld Stehenden Helfer sein werden. So schreibt von der Ostfront ein Hauptmann: »Fort mit der Eisernen Kreuz-Brosche! Deutsche Frauen und Mädchen, weist derartige Geschmacklosigkeit zurück!« Derlei Dinge jetzt für zeitgemäß zu halten ist kindisch, und alle Schichten der Bevölkerung sollten sich einig darin sein, daß dieser aktuelle Kunstkitsch lediglich unfeine Spekulation ist.

Was aber soll denn der Kunstgewerbler, der nicht außerhalb seiner Zeit stehen möchte, tun? Woran kann er sich halten? Die Frage, die in Tausenden von Ateliers, Werkstätten und Fabrikbureaus augenblicklich gewälzt wird, scheint verteuftelt schwer, und im ersten Augenblick glaubt man eine Antwort darauf kaum geben zu können. Und doch ist auch diese Frage schon beantwortet worden. Beantwortet von einem Mann, der sich allmählich als der eifrigste Anwalt des vorzüglichsten Kunstgewerbes entpuppt hat: von Rich. L. F. Schulz. Dieser Schulz hat in Berlin eine Bronzewarenfabrik, die er aus einem Betrieb von durchschnittlichem Niveau in zielbewußter Arbeit zu der Stätte in Deutschland gemacht hat, wo die besten Beleuchtungskörper und nur diese aus-

gezeichneten Bronzewaren hergestellt werden. Ein Mann von ausgeprägtem Geschmacksinstinkt und einem bei unseren Handwerkern und unseren Industriellen ganz seltenen Verantwortlichkeitsgefühl für die Güte seiner Arbeiten, hat er Jahre lang mehr aus Liebhaberei und aus Aufmerksamkeit für seine Freunde aus aller Herren Länder die besten und schönsten Sachen mitgebracht, die er mit immer neuem Glück aufzuspüren wußte. Vielleicht wie wir alle angeekelt von dem Schundzeug, das von Jahr zu Jahr mehr in den sogenannten Berliner Kunstgewerbehäusern feilgeboten wurde, hat er in der Bellevuestraße schließlich einen Laden eröffnet, in dem es neben seinen Beleuchtungskörpern das nicht allzu zahlreiche Kunstgewerbe gibt, das diesen Bronzewaren an Geschmack und Gediegenheit nicht nachsteht. Damit hatte Berlin das Kunstgewerbehaus bekommen, das einzig dieses Namens würdig ist. Und es ist bezeichnend, daß, wie ich sagen möchte, die erste kunstgewerbliche Ausstellungsveranstaltung während der Kriegszeit von diesem Schulz ausging. Was es da zu sehen gab? Die Silbersachen von Lettré, Möbel von Pfeiffer, alte und neue Porzellane aus Meißen, Gläser, Stickereien usw. Es gab da nichts Aktuelles, nichts, was aus einer plötzlichen Verlegenheit zurechtgemacht wäre, nichts mit Windeseile Umgelernetes, sondern lediglich Sachen, die es auch vor diesem Krieg hier gab und die es weiterhin hier geben wird, weil sie in ihrer Gediegenheit einen Wert in sich haben, der bleibt, solange für derartiges im Land überhaupt noch Sinn ist. Es ist das Bewußtsein von der immer erstrebten und zielbewußt durchgehaltenen Qualität, das sich durch nichts, auch durch den Krieg nicht, erschüttern läßt. Und es ist wie eine Antwort auf jene bängliche Frage, daß Charakter, Gediegenheit der Mache, Echtheit des Empfindens und des Ausdrucks, mit einem Wort: daß Qualität im äußersten und höchsten Maß heute wie immer zeitgemäß und sieghaft sind.

×
 Volksbühnen- Mitten im Krieg, aus
 haus Groschen der kleinen
 Leute, haben die Freien

Volksbühnen in Berlin sich ein Schauspielhaus errichtet, das eines der größten Theater in Berlin geworden ist. Das alles, daß ein solcher Kunstwille so in Riesenmassen aktiv werden konnte, ist in den Tagesblättern zur Genüge gewürdigt worden. Fast wesentlicher noch

erscheint das Moment, daß in einem Zeitalter, das, wie auch dieser Krieg wieder lehrt, vielleicht einmal in der Geschichte als die Epoche des Organisationsgedankens da stehen wird, eine Massenorganisation zum künstlerischen Bauauftraggeber geworden ist, und daß der Organisationsgeist sich auch in dieser Rolle, die vordem nur der ganz hochstehenden Einzelpersonlichkeit zustand, aufs ausgezeichnetste bewährt hat. Zugegeben, daß es sich bei dieser Organisation der Volksbühne um eine Gemeinschaft besonderer Art, eine schon durch ihre Ziele künstlerisch verpflichtete Gemeinschaft handelt: jedenfalls ist man hier geraden Weges zu dem richtigen Mann, zu Oscar Kaufmann, gegangen, und Kaufmann hat der Volksbühne das richtige Haus gebaut.

Gegenüber diesem Bau gibt es einige Vorfragen, über die man sich prinzipiell zu einigen hat. So etwa, wie der Begriff Volksbühne im Gegensatz zu den bisherigen Theatertypen aufzufassen ist, und welche Folgen das für die Struktur des Bauwerks haben muß. Es ist klar, daß der demokratische Gedanke, der eine Vereinigung wie die Volksbühne beherrscht, sich unmöglich mit dem Rang- und Logentheater abzufinden vermag, das sich aus einer Gesellschaft heraus entwickelt hat, die Wert darauf legte sich nach Rang und Vermögen zu differenzieren. In den Volksbühnenvereinen gibt es nur gleichartige Mitglieder, alle zahlen für den Kunstgenuß den selben Preis, alle haben das gleiche Recht. Die logische Folge wäre, daß in dem Haus ein Sitz wie der andere wäre. Das würde einen Grundriß ohne Logen und ohne Ränge und mit einer beschränkten Zahl von Parkettplätzen bedeuten. Ein Grundriß, wie er in Deutschland nur einmal existiert, in dem Bayreuther Festspielhaus, das bekanntlich alles eher als ein Volksbühnenhaus ist. In dem Theater der Freien Volksbühnen sind die Logen beseitigt worden, aber man hat auf die Ränge nicht verzichtet, nicht verzichten können aus dem einfachen Grund, weil diese Aufteilung von der Rentabilitätsberechnung diktiert wird. Man stand vor dem Dilemma: Rangsitze oder höhere Eintrittspreise, und man hat sich, ich glaube im Sinn des Volksbühnengedankens, für die Billigkeit des Besuchs entschieden. Damit findet eine zweite dieser Vorfragen, über die man, wie gesagt, verschiedener Meinung sein kann, beinahe auch schon ihre Erledigung, die Frage näm-

lich, ob man, um den Begriff Volksbühne zum Ausdruck zu bringen und gewissermaßen als Demonstration gegen den seitherigen Theaterbau, für das Haus Formen zu suchen habe, die im Gegensatz zu allem Bisherigen stehen. Da es im Grundriß nicht zu einer Revoltierung kommen konnte, und da ein guter Architekt nur aus dem Grundriß heraus entwickeln kann, so mußte Kaufmann auch in seiner Volksbühne zu einem Bau gelangen, der Verwandtschaft mit dem von ihm anderwärts entwickelten Typ zeigt. Rein theoretisch ließe sich auch die Frage aufwerfen, ob diese Tatsache, daß zum erstenmal von einer kunstbegeisterten Volksmasse ein derartiges Bühnenhaus errichtet werden konnte, nicht Anlaß zu einer besondern, demonstrativen Monumentalität gewesen wäre. Kaufmann hat diese Fragestellung abgelehnt. Er hat den gewaltigen Bau seinem Format, seinem Geschmacksempfinden angenähert und ist damit zu einem sehr schönen Haus gekommen, im Gegensatz zu Seeling, der in der Charlottenburger Volksoper jene demonstrative Monumentalität zum Programm erhoben hat. Nimmt man die Basis an, für die Kaufmann sich entschieden hat, so findet man sich einem Bühnenhaus gegenüber von einer Trefflichkeit, wie sie wohl in keinem neuern Theaterbau mehr erreicht worden ist. Das Äußere ist von einer bestrickenden Sachlichkeit. Der ganze Organismus liegt dem kundigen Betrachter klar vor den Augen. Und doch ist der Sachlichkeitsgedanke nur der Ausgangspunkt für einen höhern architektonischen Formwillen, der sich sogar getraut mit Fassade und Bühnenaufbau durch Verkürzungen und Überschneidungen ein optisches Spiel zu betreiben, wie es das Barock liebte. Es handelte sich darum das Schmerzenskind aller modernen Theateranlagen: den Bühnenaufbau, für das Auge an die Masse heranzuziehen und gleichzeitig diese Massenhaftigkeit zu mildern. Das geschah auf eine sehr einfache Weise. Der Bühnenaufbau ragt, wie er sich natürlich ergibt, nur mit einem Giebel abgeschlossen, empor, dann aber ist über der Eingangshalle und dem Foyer unter einem kräftig emporstrebenden Kupferdach noch ein für den obern Rang ohnehin notwendiges Foyer angeordnet worden. Eine Erhöhung des vordern Teils, durch die der Eindruck erweckt wird, daß dieser unvermeidliche Bühnenaufbau der eigentliche Abschluß der Fassade wäre. Das Innere ist festlich

ohne dekoratives Gepränge. In einer höchst angenehmen Weise ist das Haus frei von einem Beiwerk, das schmücken soll, ohne es in den meisten Fällen zu tun. Es ist reich und kostbar durch die gediegene Arbeit, durch die Verwendung von guten Materialien und durch eine verblüffende Übersichtlichkeit. Der Zuschauerraum strahlt geradezu von einer Wärme, die in einem neuern Theater noch nie erreicht worden ist. Kaufmann hat ihn bis hinauf zur Decke mit einem prachtvoll geflammten Mahagoniholz ausgefärbt. Das gibt in seiner tiefen purpurroten Tönung einen Raum von bestrickender Großartigkeit. Eine Großartigkeit, die das ganze Haus zu einem gereiften Dokument der Kunst macht.

× **Kurze Chronik** Auf einem Liebesgaben-transport in Frankreich ist der Dresdener Stadtbau-meister Hans Erlwein, Schöpfer einer Reihe bemerkenswerter Dresdener Großbauten, tödlich verunglückt. × Die Stadt Berlin plant eine ihrer Handwerkerschulen zu einer Kunstgewerbeschule auszubauen. × Das Fachblatt für Holzarbeiter, das ausgezeichnete Organ des Deutschen Holzarbeiterverbands, dessen Qualitäten hier schon öfters gewürdigt worden sind, läßt auch in der Kriegszeit trotz der erheblichen Opfer, die dadurch dem Verband erwachsen, seine Bemühungen um die künstlerische und geistige Fortbildung der Holzarbeiter nicht ruhen. × Auch die Typographischen Mitteilungen, die aus dem gleichen Streben entstandene Monatsschrift der Buchdrucker, erscheint in ungeminderter Qualität weiter.

× **Literatur** Für Knaben ist ein ausgezeichnetes Beschäftigungsbuch, Der deutschen Jugend Handwerksbuch, bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen. Herausgeber ist Geheimrat Pallat aus dem preußischen Kultusministerium, in dem die Handfertigkeitbewegung und der Handfertigkeitunterricht einen unermüdblichen Agitator haben. Als Mitarbeiter ist eine Reihe auf dem Gebiet bewährter Pädagogen, wie O. Brandt, W. Buning, R. Frenkel, C. Kik, C. Köhler, Ch. F. Morawe, E. Morawerust, H. Pralle und K. Storch, herangezogen worden. Die Absicht war ein Buch zu schaffen, das zur Arbeit, zum Umgang mit Stoffen und Werkzeugen, zur Herstellung mannigfacher nützlicher

und schöner Gegenstände anregen, richtiger durch genaue Schilderung der Handgriffe und Arbeitsvorgänge anleiten soll. Ausgewählt sind die Bastelarbeit, die Papparbeit, das Drucken mit Lino-leum, die Anfertigung von Schmuck-papieren, die Herstellung von Spiel-geräten in Naturholz (die allerdings eine verderbliche Neigung zu den Ge-schmacksverirrungen in Naturholz wei-ter züchten können), endlich die An-fertigung praktischer Holzgegenstände und die Herstellung von elektrischen Apparaten. Der Ton der Abhandlungen ist durchaus dem Auffassungsvermögen der Jungens, die für derartige Betäti-gungen in Betracht kommen, angepaßt. Die Abbildungen sind anschaulich und instruktiv. Nach dem Buch wirklich zu arbeiten dürfte keine Schwierigkeiten machen. Es ist daher mehr als ein Mittel zur Verbreitung der Handfertig-keitsbestrebungen; es dürfte alle Hände, in die es kommt, zu nützlicher und freu-diger Arbeit anregen.

DIVERSA

Aus der Zeit

Kriegsopfer Der Krieg hat auch aus den engeren Kreisen der Freunde der Sozialistischen Monatshefte seine Opfer verlangt.

An einem der letzten Tage des Oktober ist Peter Kollwitz, der jüngere Sohn von Karl und Käthe Kollwitz, vor Dixmuiden gefallen. 18 Jahre war er alt, und er gehörte zu der Schar der Freiwilligen, die sich gleich zu Beginn des Krieges dem Vaterland mit einem Ungestüm stellten, als fürchteten sie mit ihrem Opfer nicht zur Zeit zu kommen. In diesem Fall wurde es nur all-zu schnell angenommen. Vor dem Ge-fecht wurde er als der erste seines Re-giments durch einen Schuß getötet. Sein reines Wesen, das mit innerer Ruhe sich immer freier und größer entwickelte, ging dem Tod fast wie einem Fest ent-gegen. Die Unbedingtheit der Forde-rung, die er für sich fühlte, blieb unge-brochen durch irgendein Grauen oder einen Zweifel.

Im November fiel Fritz Schulz, der einzige Bruder unseres Mitarbeiters Arthur Schulz, in den Kämpfen am Yserkanal. Eine Riesengestalt, blü-hend von Kraft und Gesundheit, zog voll Begeisterung und einfachen Ver-trauens auf den Sieg der Sache in den

Krieg. Die Sorge um sein vom Russen-einfall bedrohtes Besitztum in der Memelniederung trat ganz zurück hinter die Freude selber seinem Volk zu sei-nem Teil helfen zu können. Dieser ost-preußische Landwirt, der in Friedens-zeiten sich wohl nicht direkt an der Parteibewegung beteiligt hat, bekennt sich in seinem Kriegstagebuch (das ein Kamerad des Gefallenen der Mutter übersandt hat) als Sozialdemokraten und sieht gerade in der Haltung der Sozialdemokratie eine wesentliche Bürg-schaft des Sieges. Am 2. November hatte er als erster seiner Kompanie das Eiserne Kreuz erhalten, weil er viele Verwundete aus der ersten Schlachtlinie hervorgeholt und dem Leben ge-rettet hatte. Auf dem Weg ins Feld, den er ging, um anderen Kameraden zu helfen, fand er am 10. November durch eine englische Granate ein schnelles Ende. »Er war einer der angesehensten Kameraden im Bataillon«, schreibt der Offiziersstellvertreter an seine Mutter. »Sein Name wird in der Geschichte seines Regiments stets leuchten. Ehre seinem Andenken! Die Grabstätte ist ihm von seinen Kameraden herrlich her-gerichtet.« Der tiefe Schmerz seiner Mutter und seines Bruders wird von allen geteilt werden, die diesen prächtigen Menschen in seiner geraden und ungebrochenen Art auch nur gesehen haben.

Im Dezember fiel Ernst Leipart, der einzige Sohn des Vorsitzenden des Deutschen Holzarbeiterverbands und un-seres Mitarbeiters Theodor Leipart. Er befand sich kurz vor dem Abiturienten-examen, eine wissenschaftliche Laufbahn stand dem begabten jungen Mann offen. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger in ein Garderegiment, mit dem er Anfang November ausrückte. Er tat es mit Selbstverständlichkeit: Vater und Vaterland waren bei ihm eins ge-worden, und so schrieb er wenige Tage vor seinem Tod an seinen Vater: »Ich ertrage alles, indem ich denke, ich tue es, um Dich zu verteidigen.« Diese schönen Worte zeigen uns eine Einheit der Empfindung, in der das Allgemeine als persönliche Angelegenheit gefühlt wird.

Der Krieg wird noch viele unserer Besten von uns nehmen. Das deutsche Volk wird alle diese unersetzlichen Ver-luste tragen, da es um seine Zukunft kämpft.

DIE REDAKTION